



Nazwa instytucji

Książnica Cieszyńska

Tytuł jednostki/Tytuł publikacji

Erzählungen eines alten Pastors aus seinem Leben / [Carl Samuel Schneider].

Liczba stron oryginału

100

Liczba plików skanów

100

Liczba plików publikacji

101

Sygnatura/numer zespołu

CL KD II 01810

Data wydania oryginału

1880

Zdigitalizowano w ramach projektu pt.

**Udostępnienie cieszyńskiego dziedzictwa
piśmienniczego on-line**



Fundusze Europejskie
Program Regionalny



Śląskie.

Unia Europejska
Europejski Fundusz
Rozwoju Regionalnego



490

Erzählungen

eines

alten Pastors aus seinem Leben.

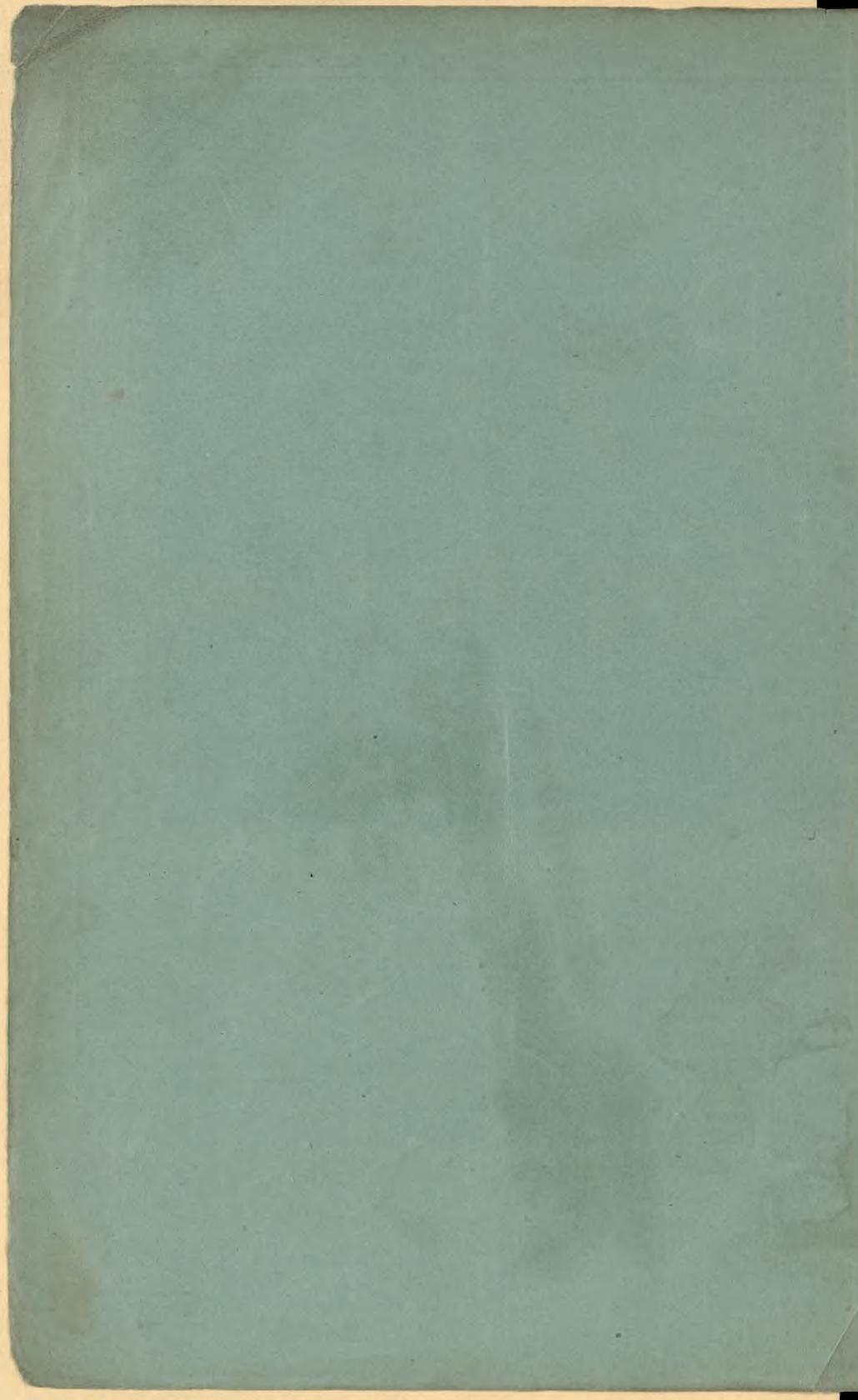
Preis ungebunden 50 Kr.

Der Reinertrag ist zu einem wohlthätigen Zweck bestimmt.

Wiefz 1880.

Im Selbstverlage des Herausgebers.

Druck von C. Klimek.



Erzählungen

eines

alten Pastors aus seinem Leben.

Preis ungebunden 50 kr.

Dr. A. CINCIATA

Der Reinertrag ist zu einem wohltätigen Zweck bestimmt.

Ziefisch 1880.

Im Selbstverlage des Herausgebers.

Druck von E. Kimek.

CL KD II 1810

Vorwort.

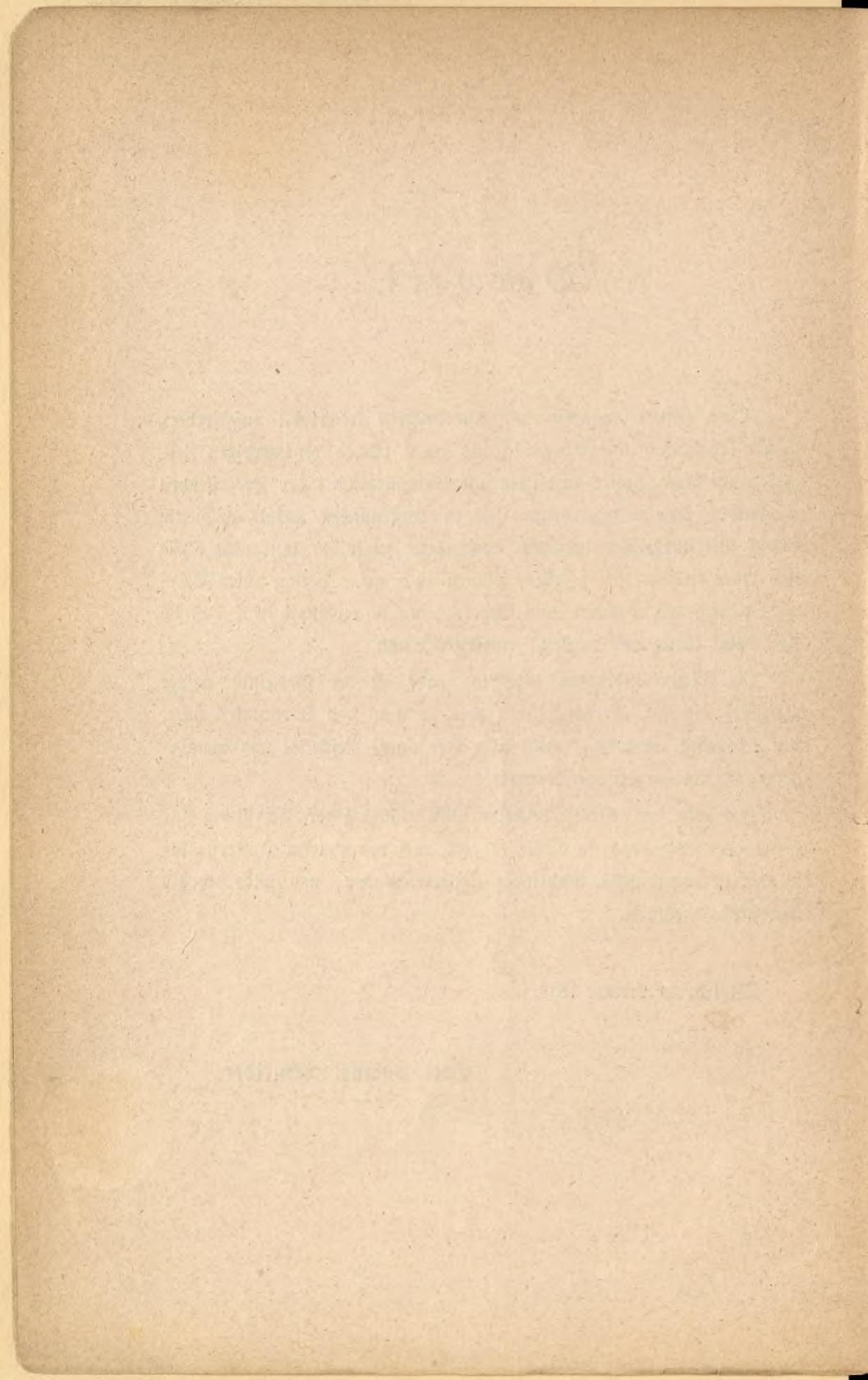
Von meinen Freunden und Amtsbrüdern wiederholt aufgefordert, einzelne Thatfachen und Ereignisse aus einer reichen denkwürdigen Zeit, einer neuen Aera unsers kirchlichen und Gemeindelebens der Vergessenheit zu entreißen, diese niederzuschreiben und zu veröffentlichen, meinte ich diesem Wunsch und Verlangen umsomehr nachkommen zu sollen, weil nicht allein mein Leben in jene Zeit gefallen, sondern auch meine Person durch Beruf und Stellung mit manchen jener Begebenheiten so verknüpft war, daß ich selbst dabei thätig und handelnd eingreifen konnte.

In solchem Vorhaben begriffen, habe ich der Gemeinde meiner Vaterstadt, in der ich durch 58 Jahre in Amt und Wirksamkeit stehe, mein Lebensbild entworfen, damit aber ihre eigene Geschichte und mancher darin auftretenden Personen verwebt.

Hat nun das kleine, bescheiden sich ankündigende Schriftchen für Vieles mehr Bedeutung, so dürfte es doch auch von einigem Interesse für die anderen evangelischen Gemeinden Oesterreichs sein, und wird deshalb freundlichst empfohlen.

Wielitz, im Februar 1880.

Carl Samuel Schneider.



Ich bin am 22. September 1801 in Bielitz geboren.

Bielitz ist also meine Vaterstadt und die Stätte, wo einst meine Wiege gestanden, gehört heut als Bauplatz der Bielitzer Stadtcommune, seit mein elterliches Haus im Jahre 1836 ein Raub der Flammen geworden ist.

Mein Vater, der Bürger und Tuchmachermeister Johann David Schneider, stammte aus Breslau; meine Mutter Eleonora war eine geborne Zipser. Unter zehn Geschwistern, die alle schon gestorben sind, war ich der jüngste, die Brüder und Schwestern überlebende Sohn.

Meine Eltern waren schon mehrere Jahre vor der Toleranzzeit verhehlicht, und nahmen noch an manchen jener frommen Wanderungen der Evangelischen von Bielitz zur Gnadenkirche nach Teschen Theil, um in Ermangelung eines eigenen Gotteshauses, dort eine evangelische Predigt zu hören und das heilige Abendmahl zu genießen.

Wenn meine selige Mutter von jener Zeit, von dem was sie selbst durchlebt oder von den Vorfahren vernommen hatte, erzählte, da hörte ich ihr gar aufmerksam zu. So vernahm ich am Mutterschooß schon manches über die Bedrängnisse der Evangelischen in Bielitz, wie ihnen die Schulen geschlossen, die Kirchen entrißen, die Prediger verjagt wurden, wie sie sich zu geheimen Andachtsübungen am Rasenplan, einer Wiese im Stadtwald, versammelten, Kirche und Schule im Hause hielten und so das allgemeine Priesterthum thatsächlich ausübten; ich erfuhr, daß der Großvater meiner Mutter den von der Teschner Gnadenkirche vertriebenen Pastor und nachmaligen Probst in Klosterbergen bei Magdeburg, Steinmez, auf seiner Flucht begleitete.

Alle diese Erzählungen machten auf mein kindlich Gemüth einen tiefen Eindruck, der dem spätern protestantischen Bewußtsein als Grundlage diente, und in Verbindung mit meiner häuslichen von frommen, gottesfürchtigen Eltern geleiteten Erziehung nicht ohne Einfluß auf mein Leben sein konnten.

Das häusliche und Familienleben jener Zeit, verglichen mit dem unserer Tage, war ein ganz anders gestaltetes, gesundes, auf elterliche

Autorität gegründetes, und obschon ernst und strenges, doch von herzlichster Liebe und treuer Sorge durchdrungenes. Die Häupter des Hauses und der Familie waren von den Angehörigen umgeben, hatten sie stets im Auge, konnten durch Wort und Beispiel auf sie einwirken; es war eine von trauten innigen Banden umschlungene Verbindung, die einst in allen, selbst in den niedersten Volksklassen, ihre edlen Früchte trug.

Denn in solchen Kreisen werden die Kinder erzogen in der Furcht Gottes, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, worunter der zarte Kinderglaube seine Wurzel faßt und zu einem inneren Heiligthum wird, das man sich durch nichts antastet läßt.

So wurde auch ich von frommen Eltern erzogen, ein solch Kleinod bewahrte ich mir durchs ganze Leben im heil'gen Herzensschrein.

So floh der schöne Traum der ersten Kinderjahre an mir vorüber. Ich trage noch lebendige Erinnerungen an einzelne Begebenheiten, die vor die Augen des fünfjährigen Knaben traten. So erinnere ich mich, wenn auch nur dunkel, an den Durchmarsch der Russen zur Schlacht von Austerlitz und ihres Rückzuges, auf welchem sie uns den Typhus, die sogenannte Epidemie, zurückließen, die eine größere Zahl der hiesigen Bewohner, unter ihnen auch den Wielitzer Pastor Fischer, hinraffte. Klarer liegt vor meinem Andenken das Feuer, das am 6. Juni 1808 den größten Theil meiner Vaterstadt in Schutt und Asche legte, doch auffallend genug, das Haus meiner Eltern verschonte, während die Fammen ringsumher loderten. Es schwebt mir noch vor mein erster Leseunterricht, den ich hinter dem Webstuhl meines Vaters von einem preussischen Tuchmacher-gesellen mit Hilfe des Robinson von Campe erhalten habe.

Ein neuer Abschnitt im kindlichen Leben, die Schulzeit, nahte heran. Ich ging ihr ja näher, sie rückte, mit umso bangerem Herzen, entgegen. Mir war's als seien die schönen freien, glücklichen Tage der Kindheit nun zu Ende und es müsse sich nun Alles, Alles ändern. Die Sache war auch natürlich; denn was ich von meinen Gespielen über die Schule hörte, war nur geeignet mich mit Angst zu erfüllen. Ich vernahm, wie dort der strenge Pöcket regierte. Es half aber alles Hangen und Wangen in ängstlicher Pein nichts, ich mußte heran.

Ich höre heute noch den Zuruf meines Vaters: Junge, mach' dich zurecht, zieh' die Sonntagsjacke an, wir gehen zum Herrn Rector, ich lasse dich einschreiben, es ist Zeit mit dir, könntest mir sonst verwildern.

Es war um den Ostercurs 1807, wo ich diesen Gang mit klopfendem Herzen antrat. Bald stand ich vor dem Rector und wurde inscribirt.

Die erste Zeit meines Schulbesuchs war für mich, der ich schon ziemlich lesen konnte, eine verlorne; das trockene Lesebuch ersetzte mir meinen Robinson nicht. Der Lehrer dieser Classe war zu jener Zeit Joh. Georg

Bogel, ein geborener Würtemberger, der nach dem bald erfolgten Tode Tschikard's die zweite Classe als Cantor und Organist übernahm. Ich war auch in dieser Classe sein Schüler, noch später war er mein Schreiblehrer und stand ich noch als Chorschüler unter ihm. Er starb im Jahre 1829 und an seine Stelle wurde Süßmann berufen.

Nach Verlauf zweier Jahre wurde ich in die dritte Classe translocirt, in welcher damals Herr Michael Kupferschmied, nachmaliger Pastor in Gosau und in Weichsel, lehrte, ein Lehrer, welcher neben seinem Geschick und Pflichtesifer, die Herzen seiner Schüler durch liebevolle Freundlichkeit an sich zu ziehen wußte, daß wir alle ihm anhängen und seinen Abschied von der Schule im Jahre 1811 mit Thränen der Liebe und des Dankes beweinten.

Im Jahre 1812 stieg ich in die vierte, damalige höchste Classe auf und wurde Schüler unter Rector Johann Josef Grabner.

Dieser Mann ist mit dem Schulleben der Bielitzer evangelischen Gemeinde zu damaliger Zeit vielverwebt, und nimmt in demselben eine so hervortretende Stellung ein, daß ich in dem nächsten Abschnitte auf ihn näher einzugehen gedenke, wenn ich zuvor über die Gründung und den Zustand der Bielitzer evangelischen Schule werde geredet haben.

Die Bielitzer evangelische Schule, mein Leben in derselben.

Das Sehnen und Verlangen der Evangelischen in Bielitz während der traurigen Drangsalzeit nach einer eigenen Schule war fast noch lebendiger als jenes nach der Kirche. Letzteres fand noch eine kärzliche Befriedigung in den frommen Reisen nach Teschen, Pleß und Kolaszowitz, während die einzelnen verborgenen Winkelschulen für die Jugend immer weniger genügten. Es tritt damit in Zusammenhang eine denkwürdige Thatsache. Im Jahre 1777 nämlich kam Kaiser Josef II. auf seiner Reise nach Rußland in Bielitz an, wo er bei seinem kurzen Aufenthalt im Hause des damaligen Bürgermeisters Czerna wohnte. Hieher begaben sich einige evangelische Jungfrauen und baten den Kaiser fußfällig um die Bewilligung einer evangelischen Schule. Das allergnädigst gegebene Versprechen des unvergeßlichen Kaisers wurde erfüllt durch Ertheilung seines Toleranzpatentes vom 13. October 1781. Dieses rief mit der Kirche die evangelische Bielitzer Schule in's Leben. Der erste Unterricht wurde am 13. März 1782 in der sogenannten alten Schule gehalten, worauf 1794 den 19. März die neue Schule bezogen wurde, bei deren Aufbau sich der damalige evangelische Arzt Ebeling durch ein Geschenk von 1000 Stück Ducaten verewigte.

Die ersten Lehrer waren Rector Grabner und Zipser, an welche sich im Verlauf der Jahre mehrere andere anreiheten. Der häufige Lehrerwechsel trat besonders in der dritten Classe ein, wo nacheinander die folgenden unterrichteten: Zipser, Walisch, Kleist, Kupferschmidt, Groß, Winkler, Szepeszy, Schneider, Zimmermann, Säas, Marcelli und Geier.

Seit Gründung der Schule bis zum heutigen Tage zählt diese die Rectoren: Grabner, Klappia, Schneider, Freitag und Zipser.

Der Rector, dessen Schüler ich war und nachmals sein Colleague wurde, war Grabner, der nach seiner Geschichte, Wirksamkeit und Eigenthümlichkeit als Schulmann hervorgehoben zu werden verdient, und der mir mit seinem ganzen Wesen in Lehrweise und Unterricht, im Verkehr mit der Jugend, im glühenden Pflichteifer und strengen Pedantismus, in seinen Licht- und Schattenseiten so lebendig vor meiner Erinnerung schwebt, als ob er leibhaftig vor meinen Augen wandelte.

Schon als sein Schüler, mehr noch später, habe ich aus seinem Munde manches aus seiner Lebensgeschichte vernommen. Es war seine Weise bei gegebenem Anlaß über seine Erlebnisse und Erfahrungen vor seinen Schülern zu reden, was er allerdings nur als Würze des Unterrichts und vertrauliche Auszeichnung betrachtete. Er war als Israelit in einer mährischen Landstadt geboren, kam in früher Jugend nach Wien, trat zum Katholicismus über, studierte unter Jesuiten besonders die classischen Sprachen, Latein und Griechisch, entfloh von religiösen Bedenken getrieben nach Wittenberg, wo er zum evangelischen Glauben sich bekannte und auf dortiger Universität sich eifrigst dem Studium der Philosophie und Theologie hingab, dann in Oberschlesien eine Hauslehrerstelle annahm und von dort als Rector der erst errichteten evangelischen Bielitzer Schule berufen wurde.

Hier war er in seinem Element und verstand es bei seinem eifrigen Wirken sein Wissen zu verwerthen, daß aus seiner Hand eine große Zahl von Böglingen hervorging, die in den verschiedensten Zweigen des Lebens eine achtbare Stellung einnahmen und seiner Verdienste stets dankbar eingedenk waren.

Grabner repräsentirte in seinen ersten Jahren mehr einen Rector, wie man sie damals in den lateinischen Bürgerichulen Deutschlands fand. Er bereitete drei nachmalige Gymnasial-Rectoren für das Universitätsstudium in Hebräisch und Griechisch vor, sprach fließend Latein und habe ich selbst noch in seinen alten Tagen bisweilen mit ihm lateinisch conversirt. Der Mann stand in der ganzen Gemeinde in Ansehen; sein Wort war Autorität! Schade, daß das vielleicht mit ein Grund war, mit seinen Kenntnissen abzuschließen und nichts anderes in sich aufzunehmen. Während ich seinen Unterricht genoß, war dieser Zeitpunkt schon lange vorher ein-

getreten. Für jeden Gegenstand hatte er einen eigenen Zeitsaden verfaßt; die Hefte mußten wir abschreiben und auswendig lernen; nach seiner Ansicht gab es nichts besseres unter der Sonne. Mir und einzelnen befähigten Mitschülern machte das Aneignen dieses nicht umfangreichen Stoffes, der in der Stunde erklärt, wiederholt und sozusagen eingebläut wurde, nicht gar große Mühe. Ich verwendete darauf weniger Hausfleiß, als vielmehr einen intensiveren Schulfleiß. Ich begab mich nämlich mit meiner Butterschneide noch vor der festgesetzten Zeit zur Schule, nahm mein Heft vor, hielt mir die Ohren zu und lernte fleißig meine Aufgabe. Kam's dann zum Ausfragen, so hatte ich meine Sache frisch im Gedächtniß und konnte bestehen.

Darauf hielt unser Rector mit wahrhaft pedantischer Strenge, daß keine Schulstunde verkürzt, daß in jeder tüchtig gearbeitet wurde. Er war gewöhnlich der erste am Platz, betrat alle Classen, um gute Zucht und Ordnung zu erhalten.

Unter den Sonderbarkeiten dieses originellen Schulmannes war auch die, daß er neben einigen gefüllten Dosen — von denen die eine auffallenden Umfangs, mir einmal eine peinvolle Stunde der Angst bereitete, über die ich später erzählen will — auch mehrere Taschenuhren zur Controle bei sich trug. Kaum hatte die Glocke geschlagen, so ertönte der Ruf: Jamulus klingeln! Und schon in der Thüre stimmte er das Morgenlied an, in das wir plötzlich einfielen. Nach Gesang und Gebet ging's an die Arbeit. Die erste Stunde war viermal die Woche Religion. Dieser widmete der Mann festen Glaubens den größten Ernst und Eifer — Religion war ihm Herzenssache, die Bibel Gotteswort — Christus Gottes Sohn, der Mittler und Versöhner zwischen Gott und Menschen. Wenn er in seinem Unterricht auf die Versöhnungslehre kam, da war er selbst ergriffen und bis zu Thränen gerührt. Der Mann, der fest in der Schrift stand, begründete seine Sätze mit Schriftstellen, unentwegt hielt er an seinem System, ließ sich, wie er sagte von Neologen nicht icre machen und unter den damaligen Religionsbüchern war ihm besonders Herder's Erklärung des lutherischen Katechismus in voller Seele zuwider.

Unser Rector lehrte damals auch in der zweiten Classe Religion, während der Lehrer der letzteren in der vierten Classe Schreibunterricht erteilte. Bei diesem Classenwechsel schlug mir die verhängnißvolle Stunde, die ich oben erwähnte. Der Rector hatte nämlich seine größte und reichlich gefüllte Dose im Catheder stehen lassen. Während seiner nur wenigen Minuten währenden Abwesenheit erblickt sie ein Mitschüler, bietet sie mir geöffnet dar und ich, ohne im Augenblick zu ahnen, welch ein Gewitter sich mit jener That über meinem Haupte zusammenzieht, schnelle die Dose von Unten nach Oben und die sämmtliche Füllung eines kräftigen Gal-

ziers liegt auf dem staubigen mit den verschiedensten Elementen bedeckten Boden. In aller Hast, ohne den ungehörigen Beisatz auszuscheiden, wird alles aufgerafft, die Dose wieder gefüllt und an den früheren Ort hingestellt. Es geschah das so momentan, daß außer uns Beiden niemand weiter etwas bemerkte. Was nun folgte, steht noch immer lebendig vor meiner Seele. Herr Rector kehrt in unsere Classe zurück, nimmt seinen Platz im Catheder, schlägt sich den Gedick auf, denn wir hatten in der nun folgenden Stunde Latein. Ich werde aufgerufen, während ich beginne ein Stück aus jenem Uebungsbuche zu lesen, greift der Examinator mechanisch nach seiner Dose, nimmt eine ausgiebige Prise, ist eben im Begriff, sie gehörigen Ortes einzubringen, als das Bestreben auf ungewöhnliche Hindernisse stieß und gröbere Substanzen den Eingang verschlossen.

Denn, o welches Entsetzen! ein Blick in die Dose zeigt der Schul-Magnificenz ein grauenvolles Attentat auf eines seiner vielculturirten Sinneswerkzeuge, ein Gemisch von Quinquilien, die dem Gemülle, dem Auskehricht angehörten. Hier hat eine frevelnde Hand ihr Spiel getrieben, das war der erste Gedanke und mit empörter Stimme erscholl der Ruf: „Famulus! was ist mit meiner Dose geschehen.“ Der Famulus wurde nämlich für Alles verantwortlich gemacht und war der Prügelknabe der ganzen Classe. Mir war dieser Ruf das Zeichen des nahen Gerichts, das über mich ergehen sollte. Weder der Famulus noch Andere wußten von der Sache. Die Untersuchung war aufgehoben, das Gewitter war ohne Entladung vorübergezogen, ich athmete auf. Meine Mutter befremdete es, daß ich beim Mittagstisch nicht wie sonst zugriff, sie ahnte nicht, daß mir die große Schnupftabaksdose unsers Rectors noch im Wagen lag.

Unter den Gegenständen, die er in eigenen Heften ausgearbeitet hatte, befand sich auch einer unter dem Titel Technologie, in welchem ein Abschnitt über Berg-, Hüttenwesen und Münzprägung vorkam.

Wenn er darauf zu sprechen kam, so unterließ er es nie zu erwähnen, wie die Kenntniß hierüber einmal unserer Schule große Ehre eintrug.

Er erzählte: Einer meiner Schüler, Herr Johann Bock, kam als junger Mann auf einer Geschäftsreise nach Kremnitz und Schemnitz bei Besichtigung der dortigen Montan-Anstalten mit einem Bergbeamten zusammen. Dieser fand an Bock wegen seiner Fragen und Aeußerungen Interesse. Er fragte: Auf welcher Bergacademie haben Sie studirt? Die Antwort war: Auf keiner Bergacademie, sondern in der Bielitzer Schule. Fürwahr, erwiderte der Beamte, das muß eine tüchtige Schule sein, wo man auch solche Dinge lehrt und solche Männer, wie Sie, bildet. Damit schärfte der Rector unsere Wißbegierde und ich meine, bei den Meisten von uns erreichte er seine Absicht durch das gewiß nicht antipädagogische Mittel. Als tüchtiger Rechenmeister war Grabner bekannt und hatten

wir auch seinen Leitfaden zur Hand. Die Geographie beschränkte sich auf den österreichischen Staat, Naturgeschichte und Naturlehre mußten sich mit Wenigem begnügen. Die allgemeine Weltgeschichte stand gar nicht im Lectionscatalog, im deutschen Styl wurden Briefe und bürgerliche Aufsätze gearbeitet. Die Lehrmittel bestanden in einer kleinen Jugendbibliothek, Globus, Landkarten, Mineraliensammlung, einem physikalischen Apparat, zumeist besorgt von dem um Kirche und Schule vielverdienten Apotheker Johann. An den Wänden der vierten Classe hing das Bild Kaiser Josefs, Bartelmuß und die Abbildung des Grabdenkmals Kriskke's mit der Unterschrift: Andreas Kriskke, der Menschenfreund, sein Gedächtniß und Aische segnet die Bielitzer Schule. Beide angesehene Männer, der letztere Kaufmann in Breslau, hatten sich durch Schulstiftungen und Gründung von Stipendien für arme Schüler verewigt.

Grabner, vom Alter gebeugt, wurde in seinem letzten Lebensjahr von der Gemeinde pensionirt, sank bald auf's Krankenlager und der Mann mit einer stählernen Brust hauchte bald die immer mehr schwindende Kraft aus. Seine letzten Worte, die er dem neuangekommenen Pastor Schimko vom Sterbelager zurief, waren: „Ich weiß an wen ich glaube und bin gewiß, daß er mir meine Beilage bewahren wird bis an jenen Tag“ — über diese Worte halten Sie mir die Leichenpredigt. So ist er, der Mann festen Glaubens, nach 44jähriger treuer Wirksamkeit im Juli 1826 entschlafen und zu den Vätern versammelt worden.

Ich habe mich aufgefordert gefühlt bei der Charakterisirung dieses Mannes, der neben manchen Schwächen, die bei dem Jugendbildner hervortreten, auch sehr schätzenswerthe Eigenschaften besaß, länger zu verweilen, nicht bloß weil ich, sondern weil auch die Bielitzer Schule ihm Dank schuldet, weil er auch ein Exemplar eines Schulmannes war, wie man es heut zu Tage kaum wieder findet.

Meine Studienzeit am Teschner evangelischen Gymnasium von 1813—1817.

Die Bielitzer Schule hatte ich absolvirt, mein Vater beschloß mich nach Teschen zu schicken. Es war das in der That auch an der Zeit. Wir begabteren Knaben hatten hier nichts Neues mehr zu lernen. Wir wurden von tausend anderen Dingen in Anspruch genommen. Auch ich verlebte eine gar schöne fröhliche Zeit. Eine heitere Sonne umgab nicht allein unsern Lebensmorgen, sie leuchtete auch mild strahlend über den Häuptern der Bewohner dieser Stadt und der Glieder der Gemeinde. Nach dem fürchterlichen Brande, der viel Verwüstung anrichtete, folgten unmittelbar

darauf gar glückliche Jahre, reiche Ernten in Getreide, Obst und Wein, ein Aufschwung des Gewerbes, Geschäftes und Handels zum Zeugniß des Schriftwortes: Der Herr beuget wohl, aber er erbarmt sich auch wieder.

Ich erinnere mich noch mit Freuden an die ununterbrochenen sonnigen Tage des Jahres 1811, an seine immer hellen Abende und Nächte, wenn am herbstlichen Himmel neben dem silbernen Mond, ein prachtvoller Comet mit seinem ungeheuren nach Norden gerichteten Schweif leuchtete und wohl auch manche Prophezeihungen hervorrief.

Es waren gesegnete Jahre für unser Bielitz zumal, von denen Zeitgenossen, die in denselben als gereifte Männer lebten, mir später noch sagten, daß sie verdienten mit goldenen Lettern in die Annalen der Stadt eingetragen zu werden.

Aus der Asche erhoben sich bald wieder neue, festere Gebäude, zu denen auch unser Gotteshaus und die Schule gehörten. Nicht allein Arbeit, sondern auch Erwerb und Verdienst war vorhanden. Die glückliche Zeit hatte leider auch ihre Schattenseiten, Genuß und Vergnügungssucht im Gefolge und Viele vergaßen, daß auf gute Tage auch solche folgen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Sie brachen ein, als die Fackel des Krieges von dem Welkeroberer Napoleon I. entzündet uns immer näher rückte, auch in unserem Oesterreich loderte. Das trat schon im Jahre 1812, noch mehr im folgenden Jahre 1813 ein, denn der nach der Schlacht von Aspern 1809 geschlossene Friede stellte die Ruhe wieder her. Seit dem Zuge der großen Armee Napoleons nach Rußland wurde die Zeit immer kriegerischer. Durchmärsche waren an der Tagesordnung, ein gewisser militärischer Geist bemächtigte sich Alt und Jung.

Ich hörte aufmerksam die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, sah im Bilde den Brand von Moskau; unter den polnischen, sächsischen und österreichischen Truppen, die aus Galizien ausmarschirten und zur Leipziger Schlacht zogen, den Fürsten Poniatowsky mit seinen schmucken Uhlanen.

Ich kann mir noch gut vorstellen, wie die bewaffneten Bürger sich ausnahmen, wenn sie von ihren Commandanten geführt, ausrückten, auf Wache zogen, und militärische Dienste verrichteten. Vor Anderem schwebt mir aber unser Schützen-Corps vor Augen, das zur selben Zeit, wo Jung und Alt Soldaten spielten, mit seiner Schießstätte im schönsten Flor war und einen wahren Höhepunkt erreicht hatte. Ein Königsschießen setzte die Stadt in Bewegung, übte seinen Einfluß bis auf die Schulen aus, denn wir hatten ja drei Tage frei, und ich habe mit eigenen Augen zu meinem nicht geringen Staunen gesehen, wie unser Rector Kugeln goß, freilich nicht für sich, sondern für seinen Sohn. Wenn der König mit den beiden Marschällen hinaus- und wieder hineingeführt wurde, da war Alles auf den Beinen und ich bin manchmal auch dabei gewesen. Gewöhn-

lich und zumal Anno 13 war das Königschießen verregnet. Nach den heißen, trockenen Jahren, nach dem harten Winter 1812, der Napoleons Macht auf den russischen Eisfeldern brach, folgten nasse Jahre mit Mißwachs und Theuerung. Das Jahr 1813 begann diese traurige Reihe, stand in derselben obenan, als wäre es von Jupiter pluvius regiert. Namentlich im Monat August regnete es mehrere Tage in Strömen und wollte sich nicht erschöpfen und leeren. Von allen Seiten Nachrichten über gewaltige Wasserfluthen und Ueberschwemmungen. Auch unsere Bialka schwoh an und setzte in ihrem reißenden Lauf während weniger Tage einige Häuser weg. Ich denke noch der Mitternachtsstunde vom 25. bis 26. August, wo die Gefahr immer drohender wurde und der Stadttambor Sturm trommelte. Wie wurde mir da so bangsam zu Muthe, wie erschien mir dieser Mann in wahrer Schreckensgestalt, ganz anders als wenn er unter Trommelschlag das jedesmalige Theaterstück ankündigte und einstens statt „Menschenhaß und Neue“ — „Menschen, Haasen und Rehe“ ausrief.

In solcher vielbewegter, trüber Zeit nahte mir immer mehr die Stunde, wo ich die liebe Heimat verlassen sollte. Ich war wehmüthig gestimmt, als ich am 1. November mit meiner Mutter die Reise nach Teschen antrat; doch jenes Gefühl wurde bald bei mir durch die verschiedensten Reiseindrücke verdrängt. Nach wenigen Stunden fuhren wir in den evangelischen Zion Teschens ein. Die dortige Gnadenkirche nahm mich zuerst in Anspruch. Kaum vom Wagen gesprungen eilte ich um ihr Inneres zu schauen. Ich trat ein, fand sie gefüllt von Menschen, die der polnischen Predigt zuhörten. Der Allerheiligentag traf nämlich auf einen Sonntag, es wurde Gottesdienst gehalten.

Wenn ich auch von der Predigt nichts verstand, so meinte ich doch es müsse eine Strafpredigt sein, weil der Kanzelredner gewaltig eiferte. Ich verließ bald das Gotteshaus mit dem Gedanken: Wenn du unter dessen Hände kommst, dann dürfte es dir schlimm ergehen. Und in der That war's derselbe, vor dem ich in der nächsten Stunde stand, der mir aber mit väterlicher Freundlichkeit begegnete und kindlich Vertrauen einflößte. Es war der allgeliebte und einem Patriarchen gleich von seiner Gemeinde hochverehrte Pastor Samuel Schimko.

Ich war in's Alunneum aufgenommen, war Alumnist, er in der ersten Zeit fürsorgender Vater dieser Anstalt.

Das Alunneum war in diesem ersten Jahre seiner Gründung nur auf zwölf Böglinge beschränkt. Wir wohnten in einem alten der Gemeinde angehörigen Hause, erhielten eine einfache, gesunde Kost, für den geringen Preis von jährlichen 25 fl. W. W., zu welchem der Staat einen Zuschuß gab, der mit einer den evangelischen Gemeinden Oesterreichs unter dem

Titel „ad sacra tecta“ auferlegten Abgabe gedeckt wurde, und standen unter guter Aufsicht. Die Oekonomie der Anstalt besorgte unser guter Vater Pastor Schimko, die innere Ordnung, Aufsicht über Fleiß und Sittlichkeit war damals dem in demselben Hause wohnenden Professor Sittig anvertraut. Schon am andern Tage wurde ich geprüft. Es handelte sich darum, ob ich in die zweite oder dritte Classe versetzt werden sollte. Die Prüfung richtete sich auf die Kenntniß in der lateinischen und französischen Sprache, die sollte den Ausschlag geben. Im Latein, das schon bei Rector Grabner betrieben wurde, ging die Sache gut. Nun kam das Französische d'ran, in welchem ich unmittelbar vor meinem Abgang von Bielitz einen gar sonderbaren Unterricht durch zwei Monate erhalten hatte. Der Mann, der ihn mir und zwei andern Knaben ertheilte, war ein geborener Franzose, der nichts deutsch sprach, ein Soldat der großen Armee, der beim Rückzug aus Rußland nach Bielitz verschlagen und vom Präsidenten Körber für seine zwei Söhne zum Unterricht im Französischen angeworben wurde. Dieser war auch unser Sprachlehrer und ich erinnere mich noch, wie dieser Stockfranzose es anfang uns deutschen Schülern etwas Französisch beizubringen. Er ging mitten in den Gegenstand ein. Von Leses- und grammatischen Regeln war keine Rede. Er ließ uns französisch zählen, das französische Vaterunser, einzelne Worte und kurze Sätze nachsprechen, er las vor, wir lasen ihm nach, achteten besonders auf Aussprache und Betonung, wir lernten einzelne Worte auswendig, und wie mechanisch auch dieser Unterricht war, ich verdanke ihm doch, daß ich französisch lesen und nach seiner Weisung aussprechen lernte, so daß mir seine Aussprache stets in den Ohren nachklang, wenn es darauf ankam einen französisch Sprechenden zu beurtheilen. In medium rem, in die Sache selbst führte mich auch mein englischer Sprachlehrer ein, bei dem ich als Candidat der Theologie mit mehreren Commilitonen Stunden hatte. Wir nahmen gleich den Vicar of Watfield zur Hand und beim Resolviren und Uebersetzen wurde auch für die richtige Aussprache eine und die andere Leseregel beigelegt und eingepägt. Man kann Schülern die Freude zum Lernen einer fremden Sprache nicht mehr vergällen, als wenn man sie gleich zu Anfang mit einer Fülle von Regeln überbürdet. Durch den gewissen Sumpf, der bei Erlernung einer Sprache vorkomme, rasch hindurch, sonst bleibt der Karren da zu lange stecken, geht Lust und Liebe verloren und der Fortschritt wird aufgehalten.

Nach diesem Excurs knüpfe ich den abgerissenen Faden wieder an. Ich war geprüft, war unter die Schüler des Teschner Gymnasiums aufgenommen, war Gymnasiast. Solch Bewußtsein erfüllte mich mit einem gewissen Selbstgefühl.

Da liegt es nahe über diese Anstalt, ihre Einrichtung, Lehrkräfte und Zustände etwas zu sagen.

Im Allgemeinen kann behauptet werden, einen Vergleich mit der Gegenwart hält das Teschner Gymnasium der damaligen Zeit in vieler Beziehung nicht aus. Es wurde 1709 mit der dortigen Gnadenkirche, genannt Jesuskirche, gleichzeitig unter dem Namen Jesusschule gegründet und entwickelte sich in späterer Zeit zu dem sogenannten evangelischen Gymnasium vor Teschen, womit man bezeichnen wollte, daß demselben nicht in der Stadt Teschen, sondern außerhalb derselben sein Platz gestattet war. Jedenfalls lag hierinnen eine gewisse confessionelle Zurückziehung, wie solche noch in der Toleranzzeit die evangelischen Gotteshäuser erfuhren. Während gegenwärtig das Gymnasium eine k. k. Staatsanstalt geworden ist, acht Classen und eine bedeutende Zahl von Professoren zählt, die vom Staate besoldet werden, hatte die Anstalt zur Zeit, als ich ihr Zögling war nur vier Classen mit je zwei Jahrgängen und eben so viele Lehrer, welche von dem Ephorat, dem Kirchenvorstand erwählt und von diesem nur kärglich dotirt wurden. Sittig war zum Conrector erwählt worden, bald darauf starb im October Rector Andresky und erst im folgenden Jahre gelang es in Rector Steinmann einen tüchtigen Professor für die Stelle des ersten, der leider wegen Kränklichkeit nach 1½ Jahr Teschen verließ und auf den Lomnizer folgte, zu gewinnen. Inzwischen übernahmen die beiden Pastoren Schimko und Julius Kotschy den Unterricht in einzelnen Gegenständen.

Im Winter 1814 wurde unser Gymnasial-Gebäude zu einem Militärspital requirirt, wir Schüler wurden in den Wohnungen der Lehrer unterrichtet, was bei der geringen Zahl der Zöglinge möglich und thunsich war.

Aus Allem ist zu ersehen, daß der äußere und innere Zustand dieses Gymnasiums kein glänzender war, daß es vielmehr hieß mit Mangel und Noth zu kämpfen. Und dennoch hatte die Anstalt vornehmlich unter dem gründlichen Sittig, der damals ihre Seele war und dem sich später bis zur Erweiterung derselben manche andere tüchtige Lehrkräfte angeschlossen, schöne Früchte und Leistungen aufzuweisen. Gar viele, die in ihr gebildet wurden, haben als Lehrer, Prediger, Beamte, Deconomen, Geschäfts- und Landleute in ihrem künftigen Lebensberuf eine achtungswerthe Stelle eingenommen und stets dankend ihrer gedacht. Solcher Dank lebt auch heut noch in meinem Herzen.

Der Kreis des uns dargebotenen Wissens war kein umfangreicher, wir wurden mit Kenntnissen aller Art nicht übersättigt und der Gefahr nicht ausgesetzt in Dünkel oder in körperliche und geistige Ermattung und Erschlaffung zu verfallen. Nein wir hatten einen nicht gering anzu-

schlagenden Gewinn, daß wir bei mäßiger leiblicher und geistiger Kost uns gesund, frisch und kräftig für die größern und schwierigern Aufgaben des Lebens erhielten.

Wir blickten auf hohe Vorbilder, die zumeist aus sich selbst geworden was sie waren. Wir sahen ein, es sei auch auf die eigene Kraft, auf unser Streben gerechnet. Die Schule des Lebens nahm uns auf und da fand sich, wie ich auch von mir zeigen werde, so viel Gelegenheit manches nachzuholen und Lücken auszufüllen.

Bei diesem Anlaß möge auch eine von mir oft vor Freunden ausgesprochene Aeußerung eine Stelle finden, die, wie paradox sie auch klingen möge, dennoch viel Wahres enthält. Ich rede von meiner Confirmation. Diese fiel auf den Palmsonntag des Jahres 1815, von der ich behaupte, daß ich eigentlich von einer christlich gebildeten, frommen Frau confirmirt worden bin. Zu solchem Geständniß bin ich in besonderer Weise durch nachstehende Fügung veranlaßt.

Ich und mehrere meiner Mitschüler erhielten vor dieser Feier einen gar mageren, uns kalt bis an's Herz lassenden Religionsunterricht.

Am Abend vor Palmsonntag war Frau Vock, so hieß die erwähnte Frau, in Teschen angelangt. Sie war die Mutter meiner beiden Jugendfreunde Carl und Johann, später angesehene Kaufleute und hochgeachtete Männer von Breslau's Bürgererschaft, war das andere Haupt eines ehrenwerthen Familienkreises, in dem ich während meiner Knabenzeit wie ein eigener Sohn behandelt wurde. Sie machte die Reise vom Mutterherzen gezogen, da ihr Sohn Carl am selben Tage confirmirt werden sollte.

In einer Morgenstunde ließ sie uns kommen, erklärte, daß sie sich im Namen meiner Eltern an mich wende, und sprach zu uns so herzliche, gesalbte und eindringliche Worte, daß wir bis zu Thränen gerührt waren. Das, was uns beinahe ganz fehlte, die rechte, weihevollte Stimmung des Geistes und Herzens hatte sie in uns hervorgerufen; mit solcher Stimmung traten wir zum Altar — das Wesentliche für diese Feier besaß ich nun und deßhalb sage ich, eine fromme, christlich gebildete Frau hat mich confirmirt.

Mein Vater gab mir gleich auf den Weg nach Teschen die Mahnung, die sich in seinen Briefen oft wiederholte: „Verne polnisch!“ Gelegenheit war dazu da. Teschen war damals eine polnische Stadt, in den allermeisten Familien wurde nur polnisch gesprochen, meine Umgebung forderte zur polnischen Conversation auf, ich athmete polnische Luft und erhielt polnischen Privatunterricht. Das kam mir, wie ich weiterhin zeigen werde, gar sehr zu Nutzen. Denn wenn auch Jahre verstrichen, während welcher von mir in dieser Sprache nichts getrieben wurde, so bedurfte es nur einiger Auffrischung zur Wiedererweckung des bekannten.

Das oft Gehörte und selbst Angewendete that sich in Nachklängen kund, die sich auch auf die für eine deutsche Zunge sehr schwierige richtige Aussprache bezogen.

Inter arma silent Musa, so sagt der Lateiner, d. h. das Waffen-geräusch verscheucht die Musen, und auch auf uns Studenten fand das Gesagte insofern seine Anwendung, als die damalige kriegerische Zeit mit ihren Ereignissen uns bisweilen von ernster Arbeit abzog und zerstreute. Wir hörten gerne Nachrichten vom Kriegsschauplatz, interessirten uns vornehmlich für die Geschicke des österreichischen Heeres, freuten uns seiner Siege, feierten mit den Einzug der Verbündeten in Paris, erwarteten mit den Bewohnern der Stadt die angekündigte und wieder aufgeschobene Ankunft des russischen Kaisers Alexander I. auf seiner Reise zum Wiener Congreß, wir betrachteten die im Jahre 1815 nach Frankreich durchziehenden, bald wieder zurückkehrenden russischen Colonnen, wir haben auf der Landkarte die Heere auf ihrem Zuge zu den Schlachtfeldern begleitet, uns sogar als Tactiker und Strategen gegenseitig bekämpft, kurz gesagt: die vielbewegte Zeit, ihre mit der größten Spannung von den Völkern Europa's erwarteten Erfolge, waren auf unsere jungen Geister nicht ohne Einfluß. Es lag doch auch andererseits in den Thaten einer großen Zeit viel Merkwürdiges und Belehrendes, Anregung war darin vorhanden zum Studium der Geschichte, dieser großen Lehrmeisterin; von Sympathien und Antipathien wurde auch das Urtheil geweckt, Jünglinge die mit lebendigem Interesse auf die Thaten und Helden ihrer Zeit hinblickten, fanden dann auch erst den rechten Geschmack die Heroen der alten Welt kennen zu lernen und lasen mit erhöhterem Eifer und größerem Nutzen ihren Cornelius Nepos, Julius Cäsar und Xenophon.

Wir Bielitzer Studenten bewahrten während der ganzen Studienzeit in Teschen eine schwärmerische Liebe für unsere Vaterstadt. Diese trat dann recht lebendig hervor, wenn Ferien nahten. Da wurden Tage und Stunden gezählt, bis dahin, wo es uns vergönnt war in der lieben Heimat das Vaterhaus zu begrüßen. Ich kann mir's nicht versagen eines Hergangs zu erwähnen, aus welchem hervorgeht, wie wir unserem Verlangen auch Opfer zu bringen gern bereit waren und wie bei diesem Vorfall die Ansicht sich bewährte, daß Studenten unter einer besonderen Vorsehung stehen und in ihren Verlegenheiten oft ungeahnte Hilfe finden. Die Sache verhielt sich so. Es war vor Weihnachten. Wir hatten an dem Tage schon zwei Stunden Unterricht. Die Ferien sollten erst am folgenden Tag anheben. Da wurden sie uns zu unserer freudigsten Ueberraschung schon jetzt angekündigt. Drei von uns machten sich in der ersten Vormittagsstunde, ohne das Mittagessen abzuwarten, zu Fuß auf den Weg nach Bielitz. Wir marschirten fröhlichen Muths frisch fort. In der Nähe

von Skotschau meldete sich bei uns ein gesunder Hunger an, der baldige Befriedigung verlangte. Keiner von uns hatte auch nur einen Kreuzer Geld, in Skotschau selbst kein Bekannter, der uns hätte sättigen können. Vor Hunger schwach geworden, zogen wir langsamen Schrittes in das Städtchen ein. Da erscholl von dem Einen unserer Gefährten plötzlich der laute Ruf: Victoria, der Franz ist da! Das war dessen Geschwisterkind, ein Oberlieutenant, der stand vor einem Gewölbe in das wir sonst einkehrten, wenn wir Geld hatten. Raun: war diesem unsere Noth offenbar worden, da ertönte der andere Ruf: Warme Würst! Ein Knabe, wie vom Himmel gesendet, wird hereingerufen, Semmel, Wurst, ein Gläschen Rosoglio, wahrlich ein Labfal für den hungrigen Magen, hoben den gesunkenen Muth, stärkten die Glieder. Der Oberlieutenant hatte seine Freude über unseren gesunden Appetit; wir konnten ihm nicht genug danken. Gestärkt wird die Reise fortgesetzt. Sie wurde wegen dichterem Schneefall beschwerlicher. In Ernsdorf angelangt, waren wir bei raschem Stoffwechsel wieder hungrig und bei angestrenzter Tour durch hohen Schnee müde. Da fanden wir einige Bieliger Herren, die labten uns, nahmen uns in ihren Schlitten nach der Heimat mit.

Wer solches erfahren, kann der noch zweifeln, daß Gott keinen braven, wackern Studenten verläßt.

Im Jahre 1816 und 1817 hatte ich zum Lehrer den vom Resmarker evangelischen Gymnasium zum Rector an der gleichen Teschner Anstalt berufenen Joh. Georg Lomnizer, später deutscher Pastor an der dortigen Gemeinde, weiterhin Pastor und Senior in Brünn und seit 1830 zum mährisch-schlesischen Superintendenten ernannt, gestorben 1863.

Dem Mann ging ein guter Ruf als Naturforscher, practischer Geometer, Zeichenlehrer und Maler voraus.

Wenn ihm auch Sittig's Gründlichkeit nicht ganz eignete, so verstand er es doch, die Jugend wohlthuend anzuregen und durch seine Freundlichkeit und Herzengüte für alles Gute und Edle zu gewinnen, er hat sich durch Eifer und vielfältige Verwendung um die Anstalt verdient gemacht.

Beim Jahre 1816 Umschau haltend, fällt mir ein, was ich zum ersten Mal in meinem Leben erfahren, daß nämlich eine Ehre die Einem wiederfährt, von diesem nicht hoch angeschlagen wird, ihn vielmehr in große Verlegenheit versetzt. Ich war der Eine bei dem das zutraf. Ich erzähle deshalb als Episode ein Geschichtlein vom zweiten Oftertage 1816.

Bei unserer vor Oftern abgehaltenen Semestral-Prüfung in Teschen war Herr Baron Kronel, ein Schöngest, großer Verehrer Schiller's und Freund von Declamationen, als Gast erschienen. Ich declamirte die Kraniche des Ibcus und war so glücklich seinen Beifall zu erhalten. Am

besagten Feiertage gab der Baron ein glänzendes Diner, bei dem auch declamirt werden sollte. Ich wurde von seinem Stieffohn dazu eingeladen, als ich bereits bei meinen Eltern zu Mittag gegessen hatte. Die Einladung überraschte mich nicht allein, sie versetzte mich sogar in Schrecken. Ich wäre ihr gewiß ausgewichen, wenn meine Mutter nicht mit dem kategorischen Imperativ: Du gehst! dazwischen getreten wäre. Als ich mich in den möglichsten Stat geworfen, bekam ich noch von ihr die für das was kommen sollte, so bedeutungsvolle Mahnung auf den Weg: „Bei einem solchen Gastmahl nimmt man sich nur wenig heraus, aber das was man sich auf den Teller genommen, ist man auf — sonst hat's keine Art.“ Schüchtern und mit Herzklopfen trat ich in den Speisesaal, wo an reichbesetzter Tafel sich mehrere Damen und Herren, unter ihnen auch Offiziere, befanden. Zu meiner Freude erblickte ich auch drei meiner Commilitonen am untern Ende des Tisches sitzend, in deren Mitte ich Platz nahm. Das Diner war schon im Gange, man war bereits beim Braten angelangt. Der Diener bot mir auch an und wich nicht eher bis ich einen ganz ausgiebigen Hasensfuß auf meinen Teller legte.

Die Düfte eines hochgradigen Hautgout hatten kaum meine Geruchsnerben berührt, als ich sogleich den widerwärtigsten Ekel verspürte. Ich blickte mit Schauder die Aufgabe an, die ich mir selbst aufgelegt — ich dachte an die Worte meiner Mutter — ich verwünschte den Augenblick, der mich an die Tafel eines Barons geführt — ich war in peinlicher, an Verzweiflung gränzender Lage. — Da klangen die Gläser — die Tischgesellschaft war in animirter Stimmung nur mit sich selbst beschäftigt, kein Auge war auf mich gerichtet. Diesen glücklichen Moment benützend, ergriff ich meinen Hasensfuß und steckte ihn sammt obligater Sauce in die Tasche meines neuen Fracks, den ich damit zum eigentlichen Bratenrock stempelte. — Ein Stein war mir vom Herzen gefallen — dem, was noch kommen konnte, ging ich, trotz des Hasensfußes in der Tasche, gefaßt und muthig entgegen. Bald darauf lud mich der Herr Baron ein, mit meiner Declamation hervorzutreten. Ich mußte an der Gesellschaft vorüber zu dem mir angewiesenen Platz gelangen, da bemerkte eine Dame den mit Sauce bezeichneten Weg der in's Hasenversteck führte und sagte: „Sie sind begossen worden“ — ich achtete nicht darauf — eilte zu meiner Stelle und ließ die Kraniche los. Die Tafel wurde aufgehoben, ich zog freudiger fort als ich gekommen war — und fühlte mich erst dann wieder vollkommen frei, bis ich mich meiner Beilage ganz entledigt hatte und den Hasensfuß an den Ort brachte, wohin er nun gehörte.

Das Jahr 1817 trug in seinem Schooß für das Alumneum und seinen gefährdeten Bestand eine glückliche Entscheidung, für mich selbst einen meiner ganzen Lebensrichtung wichtigen Wendepunkt.

Das erst genannte Institut war zu jener Zeit der Auflösung nahe. Die Vorrathskammer sowohl, wie auch die Alumneumschaffe waren vollständig geleert. Die nassen Jahre des Mißwachses und der Theuerung hatten in Stadt und Land Noth und Elend im Gefolge. In und um Teschen grassirte die Ruhr und raffte viele hin. In Beziehung auf uns Mumnisten drängte sich die bange Frage auf: „woher nehmen wir Brod, daß wir sie sättigen?“ Guter Rath war hier theuer. Die Vorstände fanden in der bedrängten Lage das einzige Rettungsmittel, es hieß Ansuchen auswärtiger Hilfe. Schriftliche Ansuchen wurden an die sämtlichen evangelischen schlesischen Gemeinden gerichtet. Jeder der damaligen fünf- undzwanzig Mumnien erhielt ein vom Ephorat und Vorstand gefertigtes Exemplar mit dem Auftrag, in der Gemeinde der er angehörte milde Herzen zu gewinnen und Hausfassammlungen vorzunehmen. Zweien von uns, zu denen auch ich gehörte, waren die Schwestergemeinden Bielitz-Biala zugewiesen. Am dritten Ostertage dieses Jahres begannen wir unser Werk, setzten es durch mehrere Tage fort und waren so glücklich von unserer vollendeten Hausfassammlung — soweit ich mich noch erinnere — ein Erträgniß von nahezu 800 Gulden überreichen zu können, wozu noch Victualien, Getreide und Kartoffeln kamen, welche die Brodzieger und Pogorszer Grundherrschaft einschickten.

Die Fassammlungen in den Landgemeinden waren in Folge der großen Noth nur sehr kärglich ausgefallen und standen mit dem von uns Dar- gebotenen in keinem Vergleich. Trotz der schweren erwerblosen Zeit haben sich die Evangelischen der beiden Schwesterstädte als rettende Engel einer wohlthätigen Anstalt erwiesen und sich dadurch ein dankenswerthes Andenken erworben.

Auf meine Person übergehend, kann ich das bezeichnete Jahr für ein mir nach einer Richtung besonders denkwürdiges erkennen, insofern als es einen bedeutenden Wendepunkt in meinem Leben herbeiführte, mich auf einen Scheideweg stellte. Es galt der Entscheidung über meinen künftigen Beruf und den einzuschlagenden Weg.

Die vier Studienjahre am Teschner Gymnasium waren vollendet. Da war meines Bleibens nicht mehr. Ich stand vor der Alternative, entweder an einer andern Anstalt weiter zu studiren oder einen andern Beruf zu erwählen. Bei mir hatte sich der Drang zum Studium mit den Jahren immer gesteigert. Mein Vater wollte nichts davon hören, er meinte studiren kostet viel Geld, das habe ich nicht und Handwerk hat einen goldenen Boden. Meine Lust dazu kannte auch unser Alumneums- Vater, der herzlich gute, ehrwürdige Pastor Samuel Schimko. Da fügte es sich in dieser meiner kummervollen Zeit ganz wunderbar und erkenne ich darin eine Schickung Gottes, dessen Hilfe am nächsten, wo die Noth

am größten. Ein Preßburger Studiosus kam gerade zur rechten Zeit, wie vom Himmel gesendet nach Teschen, besuchte den Pastor Schimko, hörte von mir und verlangte mit mir zu sprechen. Dieser war Franz Palachy, der Sohn eines armen Dorfschullehrers aus Hohenendorf in Mähren, der noch während seines Studiums Redacteur der lateinischen Preßburger Zeitung, später Historiograph Böhmens, zuletzt Führer der altzechischen Partei war. — Er sprach mir ermutigend zu, erwähnte, daß er mit den geringsten Mitteln au's Studiren gegangen, sich fortgeholfen, sich jetzt schon eine Existenz gegründet und verhielt mir, daß er in Bielitz, wohin er sich begeben, beim Superintendenten und meinem Vater wegen meines Vorhabens Rücksprache nehmen wolle. Nach seiner baldigen Rückkehr brachte er gute Kunde und rieth mir an, die gut eingefädelt Angelegenheit nun selbst zu betreiben, mich sofort nach Bielitz zu begeben und das Eisen zu schmieden so lang es noch warm ist. Ich säumte nicht, machte mich schnell auf den Weg und begab mich, in Bielitz angelangt, mit meinem Vater zum Superintendenten Schmitz. Unter Versicherung desselben, mir Empfehlungsschreiben an einzelne ihm befreundete Professoren in Preßburg mitzugeben, erbot sich mein Vater für den ersten Anfang ein kleines Sümmchen aufzubringen. Also Rosenmüller und Fink oder abgemacht.

Ich eilte, das Herz voll Freude zu Fuß nach Teschen, um meine sieben Sachen zusammenzupacken und mein Zeugniß zu erheben. Ehe ich noch von diesem meinem ersten Musensitz Abschied nehmen und bei heftigem Gewitter unter Donner und Blitz in die Vaterstadt einfuhr, fällt mir noch ein der Erwähnung werthes und in den Annalen von Teschen und Bielitz eingetragenes Ereigniß ein.

Es ist die beide Städte hochbeglückende Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers Franz I., in ersterer Stadt in den letzten Junitagen, in letzterer am 1. Juli. Damals noch in Teschen als Studiosus weilend, war ich so glücklich in das jubelnde Hoch einzustimmen, das wir Gymnasiasten darbrachten als Se. Majestät den Kirchplatz, die Kirche, das Gymnasium und Alumnium mit hohem Gefolge, unter ihnen Graf Wrbna, Ratschera u. s. w., besuchten. Ein Besuch unseres Gotteshauses, in welchem den Kaiser ein geistlich Festlied empfing, gereichte auch der Bielitzer evangelischen Gemeinde zur freudigen, im Andenken fortlebenden Auszeichnung.

Ich hatte Teschen am 20. August verlassen, wenige Tage waren mir nur vergönnt in der Heimat, mit mancherlei Vorbereitungen beschäftigt, zu weilen. Da rückte der 25. August heran. Es war in sehr früher Morgenstunde, Alles war noch in tiefen Schlaf versunken, nur in meinem Elternhause zeigte sich thränenreiche Bewegung — denn Scheiden thut weh — als ich aufbrechen mußte zu meiner zweiten nun weitem Reise in die Welt. Ich fuhr mit der heute verschollenen, von Eil- und Dampfwagen

lang schon überflügelten Post-Déligence, die von einem Conducateur geführt wurde, dem ich von einflußreicher Seite empfohlen war und der sich meiner auch sehr freundlich annahm. Meine Reisegeſellſchaft beſchränkte ſich anfänglich auf eine Perſon, eine Dame aus Krakau, die nur polniſch und franzöſiſch ſprach. Trotz der vier vorgeſpannten Pferde ging der Cours mit einem an ſich ſchweren und belaſteten Wagen nicht allzuraiſch, und mir war es ein Vergnügen bißweilen zu Fuß zu gehen, ohne ein Zurückbleiben beſorgen zu dürfen. In Freiberg kamen wir bei großem Regen nach Mitternacht an. Ich ſchlieſ ganz ſanft, als ich plötzlich einen durchdringenden Hilferuf vernahm. Er kam von meiner Reiſegeſährtin, die in ſtockfinſterer Nacht aus dem Wagen geſtiegen und in das nahe glücklicher Weiſe nur mit Regenwaſſer gefüllte Kalkloch gefallen war. Ich ſprang ſogleich aus dem Wagen, reichte ihr beide Hände und es gelang, ſie aus der gerade nicht allzutiefen Grube herauszuziehen, lief dann in's Poſthaus, machte Lärm und bald war auch der Conducateur mit Laternen da. Die Arme hatte keinen weitem Schaden genommen, nur waren ihre Kleider durchnäßt — ich überließ ihr das Coupé um ſich umkleiden und Toilette machen zu können. Für meine Rettung in der Gefahr hat ſie ſich ſehr erkenntlich erwieſen und mich mit ihren Delicateſſen auf der Reiſe oft erquickt.

Nach fünftägiger Tour kamen wir in Wien an, die Zeit drängte, mir war hier nur ein Tag zu kurzer Raſt vergönnt, mit einem Landkutfcher ging's gleich fort nach meinem Beſtimmungsort, Preſsburg. Ich fuhr mit zwei alten Herren, einem Kaufmann und einem pensionirten Fußaren-Oberſt, der finſter und grimmig ausſehend, mir gegenüber ſaß. In unſerem Wagen war längere Zeit alles ſtill und ſtumm, ich hing meinen Gedanken nach, die ſtets auf die Frage hinausliefen: bin doch begierig, wie es mir in der fremden Stadt, wo keine Menſchenseele mir noch bekannt iſt, ergehen wird? Mitten in meinem Gedankenzug unterbricht plötzlich der Oberſt das Schweigen und richtet an mich die harſche Frage: Woher kommen Sie? Raun hatte ich das Wort „Bielitz“ ausgeſprochen, als er mit zornglühender Miene ausrief: O du verwünſchtes Neß! Dort, im Gaſthof zum Böwen, habe ich mein ſchönſtes und beſtes Reitpferd verloren, den Schlag eines andern Pferdes hat ihm den Fuß zerſchmettert, den Verluſt habe ich noch heut' nicht verſchmerzt.“

Mir war bei dieſer Intrade zu einer ſich entwickelnden Conſervation nicht ſonderlich zu Muth. Hätte ich vorausſehen können, welch eine entſetzliche Reminiſcenz ich wecke, wahrlich ich hätte mein Bielitz im Buſen bewahrt, oder ohne eine Unwahrheit zu ſagen dem Herrn Oberſt mit irgend einer kleinern oder größern Stadt, die ich ſoeben paſſirte, aufwarten können. Doch das Wort war mir entfahren; das Odium mußte ich tragen.

Ich sah es als ein Mißgeschick an mit diesem Eisenfresser zusammengekommen zu sein und wäre gern schon am Ziel gewesen, um aus seiner Nähe zu gelangen. Was geschieht aber bald darauf? Derselbe Mann knüpft mit mir ein weiteres Gespräch an, zieht Erkundigungen von mir ein und ich bemerke je länger, desto deutlicher unter dem eisgrauen Schnurbart Züge von Herzlichkeit, von echt menschlichem Rühren, der Oberst kauft für mich Obst ein, in Kiegelsbrunn, der Mittagstation, läßt er auch für mich decken, ich muß mit ihm speisen. In Preßburg angelangt, zeigt er für mich die besorglichste Theilnahme, — kurz es steht heut noch vor meinem Andenken in ihm einen Mann mit rauher Schaale, doch gesundem Kern, ein Militär grad und offen, knapp und derb, aber dennoch voll edlen Herzens und Gemüths, zu jenen guten, wackern Menschen zählend, die man gewöhnlich falsch beurtheilt, ihnen oft groß Unrecht thut, wenn man sich von dem ersten augenblicklichen Eindruck bestimmen läßt.

Da war ich denn an meinem Ziel angelangt, in der zweiten altberühmten Haupt- und Krönungsstadt Pannoniens, am Donaustrande, in freundlicher Umgebung, von fruchtbaren Auen, anmuthigen Gefilden, reizenden Baumgruppen und reichen Rebenhügeln gelegen — in einer Stadt, die sich von der einen Seite gleich als ein prächtiges Eingangsthor in ein vom Himmel reich gesegnetes Land darstellte und den Bewohnern desselben, nicht ohne Grund jenes bekannte Stich- und Schlagwort in den Mund legte, mit dem sie sich seit jeher ihrer günstigen, behaglichen äußern Lage rühmten, und einstimmig ausriefen: „extra Hungariam non est vita, et si vita, non est ita“, d. h. kurz gesagt: „Ueber Ungarn geht kein ander Land, und rühmte man Anderes noch so sehr, ein Ungarn ist es doch nummermehr.

Der erste Eindruck, den die Stadt auf mich machte, war ein günstiger und wurde später noch mehr befestigt. Ich erkannte in Preßburg bald eine deutsche Stadt mit einer wackern, betriebsamen, großentheils wohlhabenden Bürgerschaft, welche neben dem ursprünglichen Stamm, sich aus verschiedenen Ländern hier angesiedelt und ansässig gemacht hatte. Es befand sich hier eine zahlreiche, aus achtbaren Familien bestehende protestantische Gemeinde, neben einer königlichen Akademie, das in jener Zeit vielbesuchte, einen bedeutenden Aufschwung nehmende evangelische Lyceum.

Die deutsche classische Litteratur und ihre Producte standen in allen gebildeten Kreisen Ungarns in großem Ansehen. Zu den deutschen Universitäten begaben sich nicht nur Fachgelehrte, sondern auch Adelige, ja sogar durch Bildung hohe ausgezeichnete Magnaten. Vornehmlich war der Zug dahin bei protestantischen Männern der Wissenschaft, insbesondere bei Theologen ein sehr lebendiger. Jeder Candidat der evangelischen Theologie strebte nach dem literarischen Ehrentitel „Clarissimus“, der ihm selbst

nach ganz kurzer Rückkehr in's Vaterland, auch dann wurde, wenn er bisweilen auch nur eine erkleckliche Menge deutschen Tabaks aus seiner Bommelpfeife verraucht und deutsches Bier verkostet hatte. Ein Clarissimus stand jederzeit im Geruch eines grundgelehrten Mannes. Die sämmtlichen Preßburger Professoren waren Akademiker, nicht der letztern Sorte angehörig, sondern zu denen zu zählen, die dort in der That studiert und Bekanntschaft mit deutschem Geist gemacht haben. Ihre Studienhefte, mit großem Fleiß bearbeitet, waren zumeist nach deutschen Lehrbüchern verfaßt.

In den Jahren, während welchen ich hier studierte stand das dortige Gyeuum zumal numerisch unter andern evangelischen Anstalten Ungarns oben an. Aus allen Gegenden dieses Reichs und den anliegenden Provinzen nicht allein, sondern auch aus verschiedenen Kronländern Cisleithaniens waren Jünglinge herbeigekommen, aus Wien, Söhne griechischer, serbischer und schweizer Kaufleute und Großhändler, von welchen letztern ich selbst zwei unterrichtete; alle Sprachen und Nationalitäten der großen österreichischen Mustertarte waren vertreten; neben dem gewöhnlichen fand sich auch hocharistokratisches Blaublut in nicht geringer Zahl, Namen deren Nachkommen auch heute noch eine bedeutende Rolle spielen, wie Göczi, Kubiny, Földvary, Podmanitzky, Pronay, Kaday, Lonay, Zerdaheli, Zembery, auch Croaten, Raczen, Jünglinge aus Macedonien und Thessalien, wie Gira, Metta, Pontiky, fanden sich als Studierende hier ein.

Die Unterrichtssprache war die Lateinische. Die studierende Jugend war in sie eingeweiht und wenn es auch nicht immer classisch klang, die Fertigkeit sich auszudrücken, der Fluß der Rede ließ sich nicht verkennen, ja es gab nicht wenige, welche in den römischen Classikern gut bewandert waren, lateinische Reden hielten und sogar Hexameter und Pentameter wie aus dem Aermel schüttelten, die philosophisch in Syllogismen disputirten, während ihnen die ersten Elemente der Mathematik und Naturwissenschaft fremd waren. Dieses Feld war kärglich cultivirt, lag hie und da wohl auch ganz brach.

Latein mußte der Theolog und Politiker verstehen, das war die Sprache der Redner in den Landtagen und in den Comitats-Versammlungen, ja in der gewöhnlichen Conversation. Ob auch jetzt schon jede Nationalität sich hier und da geltend machte, so war vom Ultra-Magyarismus doch noch keine Spur.

Nach diesem Excurs, der in Hauptzügen die Anstalt zeichnen wollte, die mich aufnehmen und in der ich einige Jahre weilen sollte, kehre ich wieder zu mir selbst zurück und erzähle meine Geschichte.

Das Erste, was ich hier zu besorgen hatte, war, eine Stätte zu suchen, wo ich mein Haupt hinlegen konnte; die war bald gefunden. Das

Andere war meine Inſcription beim damaligen Rector, Profeſſor Zſigmondy. Ich mit einem Teſchner Miſchüler begaben uns in gleicher Abſicht dahin; Lezterer älter, am Körper ſtärker, um Kopfeslänge größer als ich, wurde nach Vorzeigung ſeines Zeugniſſes ohne Umſtände in die höhere Claſſe (Secunda) aufgenommen. Mein Zeugniß unterzog der Rector einem ſpähenden Blick als wollte er darin etwas entdecken. Dann maß er mich von Unten nach Oben und wendete ſich in lateiniſchen Worten also an mich: „Du biſt noch gar jung und klein, für Dich iſt's rathſam noch ein Jahr die Syntax zu beſuchen.“ Das war für mich wie ein Stich in's Herz, ich war mir bewußt, wenn nicht mehr, ſo doch gewiß ſo viel als mein Miſchüler zu wiſſen. Mein ganzes Inneres empörte ſich ob dieſer unverdienten Zurückſetzung. Nahe an Verzweiflung faſſe ich Muth und bitte zunächſt, daß mir geſtattet werde deutſch zu reden. Darauf ſagte der Rector: vos Silesitā, neque fari ſcitis, d. h. „Ihr Schleſier könnt nicht einmal lateiniſch ſallen.“ Dieſe demüthigende, beſchämende Aeußerung klingt mir heut noch in den Ohren, ich habe ſie nicht vergeſſen. Ich ſprach nun deutſch, appellirte in kühnerem Ton an mein Zeugniß, in welchem ich durchgehends Vorzugclaſſen erhalten hatte und verlangte ſchließlich im Lateiniſchen examinirt zu werden. Da griff der Rector nach einem Julius Cäſar, ſchlug auf und befahl mir: legos, vertas, reſtras, — lies, erkläre, überſetze. Ohne Anſtand abſolvirte ich mein Penſum und erhielt ſodann einen einfachen Zettel, auf welchem geſchrieben ſtand: Samuel Schneider tantum ſub conditione in claſſem Rhetoricam receptus eſt. Ich war also nur bedingungsweiſe in die genannte Claſſe aufgenommen und war mir befohlen jenen Zunder des Mißtrauens verbreitenden Zettel den andern vier Profeſſoren: Stanislaides, Biſniza, Groz und Martiny, vorzuzeigen. Niemandem wird wohl dieſe Aufnahme als eine freundlich humane erſcheinen. Es war, wie ſich das weiterhin erwies wegen meiner Jugend und des etwas zurückgebliebenen Wachsthums auf mich abgeſehen. — Meinen Jahren konnte ich nicht einige mehr zuzählen und meiner Länge keine Elle zuſetzen; ich mußte nach anderer Richtung auf meiner Huth ſein. Bald überzeugte ich mich, ich ſolle geprobt werden. Es war nämlich Sitte, daß die vorausgegangene Lection in der nächſten Stunde von einem Studierenden wiedergegeben wurde. Viele wurden da aufgerufen, ich aber kam den ganzen September bis gegen Ende October bei keinem der Profeſſoren vor. Erſt bei der General-Repetition nach den Weinleſe-Ferien kam die Reihe an mich. Ich war gefattelt, denn ich hatte tüchtig gebüffelt. Bei der Hauptcenſur wurden von ſämmtlichen Profeſſoren meine Vorzugclaſſen vorgeleſen und ich erinnere mich wie der Rector am Schluſſe bemerkte: „non putassem“, d. h. „ich hätte es nicht geglaubt“. So war ich denn für den Anfang in

meiner Position gesichert, das Mißtrauen hatte sich immer mehr in Vertrauen umwandelt, so daß späterhin derselbe Mann, der jenen herabsetzenden Ausspruch gethan, mir schriftliche lateinische Arbeiten einzelner Schüler zur Correctur übergab.

Wie in meiner Vaterstadt und in allen protestantischen Gemeinden das 300jährige Jubelfest der Reformation am 31. October 1817 hochfeierlich begangen wurde, so war das auch in Preßburg der Fall. Das evangelische Lyceum hatte schon am Tage vorher in seinen Räumen unter Gesang und Abhaltung von Reden in verschiedenen Sprachen eine solenne Vorfeier abgehalten. Am nächsten Morgen nahmen die Professoren mit den Studierenden am heiligen Abendmahl Theil und wohnten hierauf dem Festgottesdienst bei. Die Stadtbehörden und einzelne Bürger-Corps theilhaftigten sich an der Feier, die Stimmung war wie überall eine gehobene, es war, als ob auf die beengende Toleranzzeit Oesterreichs ein neubelebender Thau der Freiheit sich herabsenkte, der leider sehr bald verdunstete und wie im großen Deutschland, so auch bei uns einen beugenden Umschwung zur Folge hatte. Denn das mit hoher Begeisterung in allen protestantischen Ländern, wie auch in den evangelischen Gemeinden der österreichischen Monarchie gefeierte Jubelfest wurde bald von römisch-katholischen Augen als ein Sieges- und Triumphfest angesehen, das dem Katholicismus Gefahr drohte.

Von kirchlicher und politischer Seite traten Schriften auf, welche bestrebt waren nicht allein die Flammen der sich allenthalben regenden Begeisterung zu dämpfen, sondern auch den Protestantismus in seiner Geschichte, in seinem Kern und Wesen anzugreifen und zu fälschen. Diese riefen hinwiederum geistvolle protestantische Männer, wie den Philosophen Krug, den Superintendenten Tschirner in Leipzig auf den Kampfplatz, welcher letztere die Gegner in seiner Schrift: Protestantismus und Katholicismus vom Standpunkt der Politik mit geschichtlichen Beweisen gründlich widerlegte.

Der freiere Aufschwung im kirchlichen und politischen Leben nach den Freiheitskriegen, nach dem errungenen Siege über Napoleon war nur von kurzer Dauer. Ihm folgte die Periode der Restauration (Haller!), die Carlsbader Beschlüsse, die Congresse zu Verona und Laybach, das Verbot deutsche Universitäten zu besuchen, welches im Jahre 1821 die protestantisch-theologische Facultät in Wien in's Leben ruft. — Der noch übrige kleine Rest des Jahres verstrich gleichförmig und ich trat, begleitet von der großen Gesellschaft aller Erdbewohner in das Jahr 1818.

Zu Beginn des Frühlings erkrankte ich in Folge der dürftigen und schlechten Alumneumskost. Ich finde mich veranlaßt hier etwas über die Anstalt und seine Verpflegung zu sagen, ganz so, wie ich es während der

neun Monate als Kostgänger gefunden habe. Es wird für unsere gegenwärtigen armen Studenten erspriesslich sein bezügliche Vergleiche zwischen damals und jetzt zu ziehen.

Außer gewissen Stiftungen, auf welche sich zum Theil der Bestand und die Erhaltung des Alumneums gründete, wurden alljährlich durch ausgesendete Boten Sammlungen von Geld und Victualien veranstaltet. Die Aufgenommenen zahlten entweder ein Geringes oder hatten Freitische. Der Professor, dem die Oberaufsicht während eines Jahres über die Anstalt anvertraut war, überließ die besondere Aufsicht und Versorgung zweien der älteren Studierenden, einem sogenannten Senior und einem Deconom, welchen die nöthige Beschaffung, Ordnung und Disciplin übertragen war. Letztere bezog sich zumeist auf das Mittagmahl und auf gute Ordnung beim Essen, vor und nach welchem der Senior das Gebet hielt. Localitäten für Wohnung waren nur für wenige der Aermsten im großen Speisezimmer vorhanden, über welche der Deconom, der daselbst wohnte, Aufsicht führte.

Das im Lyceumgebäude zu ebener Erde befindliche Speisezimmer enthielt 10 bis 12 Bettstellen, die mit einem Deckel versehen zu Speisetischen dienten, an welchen 10 bis 12 Alumnen ihr Mittagmahl gewöhnlich stehend und Eckel überwindend einnahmen. Schmalhans war hier Küchenmeister und der zeigte sich noch dazu als ein gar unsauberer Geselle. Für etwa 143 Studenten wurden 12 Pfund Fleisch gekocht. Aus einer homöopathisch verdünnten Suppe, einem Mundbissen Fleisch und einigen Böffeln Gemüse bestand der Mittagstisch; ein Stück Brod, das für Frühstück und Abend zugleich bestimmt war, mußte nachhelfen um den Hunger zu stillen. Ein Lichtstrahl in dieses Magendunkel und seine Beere leuchtete nur dann ein, wenn der Himmel einen der Professoren mit einem neugebornen Kindlein segnete und dieser in seiner Herzensfreude den Alumnen je bisweilen ein Beneficium, d. h. einen Braten gab. Mußte man hier auch sagen: was ist das unter so viele? so hinderte es nicht vollstimmig auszurufen: Dominus Clarissimus cum suo neonato filio Vivat! Der hochgelehrte Herr Professor mit seinem neugebornen Sohn lebe hoch!

Wie stellt' sich nach solcher Betrachtung, das mit dem evangelischen Seminar in Bieleß verbundene Alumneum im Vergleich mit der nun geschilderten Anstalt dar? O, wer hier einst sein Brod mit Thränen aß, dem erscheint jenes Institut auf das sorgfältigste und humanste eingerichtet, so daß hier ein gar erfreulicher Fortschritt sichtbar wird, und daß die, welche hier Aufnahme finden wohl versorgt und aufgehoben sind.

Während meiner mehrwöchentlichen Krankheit und Reconvalescenz hat sich eine edle, wohlthätige Frau, von der Ursache meiner Erkrankung

unterrichtet, meiner in gar liebevoller Weise dadurch angenommen, daß sie für meine angemessene Beköstigung aus eigener Küche sorgte.

Sie war zu jener Zeit mir ein guter Engel, dem verlassenen Fremdling von Gott gesendet; der Name Frau von Zerdahely bleibt unvergessenlich in meinem dankbaren Herzen und verdient auch in diesen Rückblicken einen Ehrenplatz.

Es bewährte sich auch an mir wieder das Wort: „Gott verläßt die Seinen nicht.“ Die Hilfe erwies sich, indem sich mir ein Bürgerhaus öffnete, wo ich zwei Knaben in den ersten Elementen unterrichtete und mir so viel verdienen konnte, um meine Existenz zu erleichtern. Auf diesem Wege habe ich mich weiter fortgebracht, gesammelt und ausgestreut, studiert und unterrichtet, mich in Schulanstalten und in der Schule des Lebens unter Kampf und Entbehrung gebildet, so daß es sich auch an mir erprobt: „Es ist Dir gut das Joch in der Jugend zu tragen.“

Um nochmals auf das Preßburger Lyceum zurückzukommen, bemerke ich noch, daß diese Anstalt zu meiner Zeit unter allen evangelischen Mittelschulen Ungarns die besuchteste war, an welcher Vertreter aller Nationalitäten, größtentheils aber Landeskinder, Slaven und Magyaren studierten. Die Zugkraft, die Preßburg ausübte lag in dem alten Ruf seines Lyceums, in der reizend gelegenen Stadt, in den dort bestehenden Instituten für arme Studierende und billige Beköstigung: — Alumnium, die beiden Convicte von Jessenak und Skariza gegründet, in Stipendien und in den Professoren selbst. Die schon genannten Männer standen im ganzen Lande in hohem und verdientem Ansehen. Sie lagen ihrem wichtigen Beruf mit allem Ernst und Eifer ob, wachten über die Anstalt, hielten auf strenge Disciplin, wendeten großen Fleiß auf die Ausarbeitung ihrer Studienhefte an, in welchen sie der Jugend ein nicht unbedeutendes Material darboten und darauf drangen das Dargebotene sich anzueignen. Sie selbst erschienen im eigenen Leben und Wandel als ehrenwerthe Vorbilder.

Figmondy war ein sehr fleißiger Sammler, Grosz zeichnete sich durch sein classisches Latein aus, Martiny pflegte mit Kenntniß und Geschick Mathematik und Physik, ja man konnte sagen, er nehme erst dieses lange brach liegende Feld in rechten Angriff. Mir schwebt heut noch in Erinnerung sein freier, lebendiger und belebender Vortrag und in dieser Beziehung steht vor mir das Trifolium Wachler, Laden und Martiny unter der großen Zahl von Professoren, die ich von ihren Lehrkanzeln gehört habe.

Schade, daß bei sämmtlichen ehrenwerthen Männern und gewiß auch zum Nachtheil der Anstalt, deren Hüter und Pfleger sie waren, unter ihrem strengen Rigorismus die echte erziehlische Humanität und unter dem unge-

büßlichen Halten auf Gedächtniswerke die andern Geisteskräfte der studierenden Jugend große, nicht leicht zu ersetzende Einbuße erfahren mußten.

Da war denn der Eintritt des bald nachher eingetretenen gefeierten Professors Gottfried Schröder als ein besonders glückliches Ereigniß zu begrüßen. Der vom deutschen Geist erfüllte, mit den Schätzen der deutschen Literatur vertraute Mann gründete schon als Lehrer der höhern Töchterschule einen deutschen Verein, dem er selbst vorstand und mit wahrer liebender Hingebung leitete. Wir, die wir demselben angehörten und hier von der Hand eines mit reichen Kenntnissen ausgerüsteten, durch edle Humanität wirkenden Mannes, in eine Arbeit eingeführt wurden, die uns eben so fruchtbar als genussreich war, wir wurden von einem neuen Geist befeelt, zu neuem Streben und Ringen auf den uns geöffneten Bahnen erweckt und angeeifert, und es lebt heut noch des verdienten Lehrers und Führers Andenken in vielen dankbaren Herzen.

Der mir so lieb gewordene deutsche Verein hat es eben auch verschuldet, daß ich mich den ungarischen Studenten, die nicht frühe genug die Kanzel betraten, anreihete. Die Sache kam nämlich so: wir Theologen wurden von Schröder angeeifert, bei unsern schriftlichen Arbeiten es auch mit einer Predigt zu versuchen. Ich brachte eine solche stückweise recensirt zusammen. Da sagte mein Freund, der Sohn des Seniors Greilich in Borndorf, Wilhelm, die Predigt könntest Du halten und meinen alten Vater einmal vertreten. Im ersten Augenblick wies ich das Anerbieten mit Lachen zurück. Nach mehreren Tagen kam Wilhelm wieder, redete gewaltig zu und schloß damit, mein Vater rechnet auf Dich, es hift nichts, Du mußt kommen. Ich schlug ein, aber jetzt wo ich mir die Sache ernstlicher vorhielt und mich in die Situation versetzte, war es mir gerade so, als sollte ich am gespannten Seile tanzen. Wie gern hätte ich in letzter Stunde noch abgesagt, es war zu spät, — ich war bereits von einem ehrwürdigen Senior engagirt und mußte nolens volens in den sauern Apfel beißen und mein verwegenes Beginnen mit Sorg und Angst bezahlen. Sonnabend vor dem 8. Trinit. des Jahres 1819 machte ich mich mit Wilhelm zu Fuß nach dem sogenannten Habboden, Wieselburger Comitatz, auf den Weg, mein Manuscript in der Tasche und seinen Inhalt noch auf der Wanderung studirend:

In Borndorf angelangt, stellte ich mich und meine Predigt dem Herrn Senior in aller Bescheidenheit vor. Der milde Greis las meine Arbeit und hatte weder lobende noch tadelnde, jedoch ermutigende Worte. Die Predigt sollte ich in der Filiale Nikelsdorf halten. Am Sonntagmorgen ging die Fahrt dahin, vom geistlichen Ehepaar und ihrem Sohn begleitet, in einer alterthümlichen Kutsche, einem sogenannten „Gotteswort vom Lande“ ab. In wenigen Stunden waren wir zur Stelle; empfangen

von dem Vorstand der Gemeinde und dem Vater Lunzer, der damals die Aufgabe hatte die eingeladenen Gäste Mittags zu bewirthen. Der Gottesdienst begann, ich betrat mit obligatem Herzklopfen die Kanzel, die heilige Stätte wo es nun hieß: Hic Rhodus, hic salta! Hier zeige, was Du vermagst.

Aber kaum hatte ich meinen Fuß dahingesezt und mich vorgestellt, als eine hier übliche, mir unbekannte Sitte, mir bald hätte verhängnißvoll werden und mich aus aller Fassung bringen können. Sobald ich auftrat, erhob sich auch zu meinem größten Schrecken die gesammte Gemeinde. Das Zeichen der Ehrerbietung gegen den Prediger hielt ich in meiner augenblicklichen Verblüffung für das Signal zum Ausbruch der Gemeinde aus der Kirche und wenig fehlte, daß ich nicht auch umgekehrt wäre und meinen Plaß verlassen hätte. Erst als sich alle ruhig wieder niederließen, gewann ich Muth mein Werk zu beginnen.

Es wurde glücklich vollendet, und konnte ich mich nun frohen Herzens dem Zuge anschließen der in das Haus jenes wohlhabenden Landmannes führte, in welchem uns ein Mittagsmahl erwartete, das durch Fülle und Kostbarkeit überraschte und manche herrschaftliche Tafel übertraf. Der wohl eingerichtete Hodbauer war zu jener Zeit, wo sein Korn und Weizen in Wien gute Abnahme fand, in der glücklichen Lage so zu gastiren.

Die beiden Jahre 1819 und 1820 gingen im gewohnten Lauf mit eigenem Studium und dem Unterrichte Anderer im Ganzen ruhig vorüber, obgleich jetzt schon mein Geistesstreben eine neue Richtung nahm. Ich war fortbauend ein lebendiges Glied unserer deutschen Gesellschaft unter Schröder mit immer größerer Liebe dafür eingenommen, ein neuer Geist wehte mich hier an und rief in mir jene Wendung hervor, die sich in dem Grade, als ich mich dem Selbstdenken mehr hingab, vom slavischen Memoriren abzog. Zwei besondere Dinge ernster Art traten ein, ich fing nämlich zu dieser Zeit an hebräisch zu studiren und sollte eines trüben Tages in den Carcer spazieren. Beides war wenig erfreulich. Das Erstere kam mir anfänglich, zumal ohne Gesenius Grammatik gar hart an; das Andere hatte seine bedenklichen Folgen. Glücklicher Weise zog die über meinem Haupte schwebende Gewitterwolke wieder vorüber. Diese hatte ich allerdings selbst herbeigerufen. Die Sache kam so: Der berühmte Hofschauspieler Korn gab für die Armen im hiesigen Theater eine Gastrolle. Ich hatte von diesem ausgezeichneten Künstler viel gehört, konnte dem Verlangen ihn selbst zu hören nicht widerstehen, besuchte die Vorstellung, wurde mit mehreren Commilitonen denunciirt, und weil auf den Theaterbesuch der Carcer als gesetzliche Strafe gesetzt war, wurden wir zum Carcer verurtheilt. Ehe wir Mann für Mann dort eintreten sollten, waren wir vor das Professoren-Collegium citirt, wo der Rector uns die

Strafe dictirte. Ich faßte mir ein Herz, appellirte an einen Paragraph seiner Aesthetik, nach welchem der Sinn für Schönes und jedes ästhetische Gefühl durch Anschauung von Kunstwerken und Kunstdarstellungen geweckt und genährt und empfohlen werde, deßhalb meinte ich, würde man in diesem besondern Fall eine Ausnahme von der Regel gelten und Gnade vor Recht ergehen lassen. Es geschah also; es wurde auch hier nicht so heiß geessen wie gekocht, wir hatten den Carcer bloß mit dem Ellbogen gestreift, kamen an ihm glücklich vorüber.

Mit dieser kleinen Episode aus meinem Studentenleben beschließe ich das bezeichnete Jahr und nehme zugleich Abschied von meiner Studienzeit am evangelischen Lyceum zu Preßburg. Ungeahnt und plötzlich beginnt für mich eine neue Aera, der Studiosus wird Magister, der Zug geht aus der Fremde in die Heimat.

Eigenthümliches hat sich inzwischen zugetragen und sich wunderbar mit meinem Schicksalsgang verwebt.

Noch ehe das Jahr 1820 seinem Ende sich zuneigte, war in der Bielitzer evangelischen Gemeinde der schon länger gehegte Gedanke zum festen Entschluß gereift, beim Schulunterricht die Mädchen von den Knaben zu trennen und eine eigene Mädchenschule zu errichten. Äußere und innere Gründe nöthigten dazu und Superintendent Schmitz erwies sich als besonders eifriger Anreger und Förderer dieser ersten Schulreform. Sobald als der Beschluß vom Aeltesten-Collegium und dem Ausschuß gefaßt, der Plan entworfen war, schritt man im Bewußtsein, daß die ganze Gemeinde dafür sei, energisch, ja mit einer gewissen Eifertigkeit an's Werk. Nach dem entworfenen Plan bestand die Schule anfangs aus zwei Classen mit je zwei Jahrgängen. Die erforderlichen Localitäten wurden gemiethet; die untere Classe nebst Lehrerwohnung im Hause der Frau Beutlig, die obere in dem der Frau Sohlich. Die Einrichtung sollte mit Schluß des Jahres vollendet sein, der Unterricht mit Neujahr 1821 begonnen werden.

Zu meiner großen Ueberraschung erhielt ich von dem damaligen Oberältesten Bürgermeister Bauer die Nachricht, ich sei zum Lehrer an der oberen Classe der Mädchenschule erwählt und solle bei Annahme zu rechter Zeit in Bielitz eintreffen. Was thun? Ich stand wie Herkules am Scheidewege. Eins war mir klar, nämlich, daß ich unter meinen Verhältnissen vor dem Besuch einer Universität meine Studien unterbrechen und eine interimistische Stelle annehmen mußte. Diese Erwägung und der Zug nach der Vaterstadt, das entschied. Ich sagte zu, ordnete meine Angelegenheiten, legte eine Lehrerprüfung bei der Normal-Schuldirection ab und machte mich auf den Weg. Den Christabend und ersten Weihnachtsfeiertag brachte ich in Wien zu. Vom Winter damals keine Spur,

dafür hauste ein orkanartiger Sturm, dessen Spuren auf meiner ganzen Reise noch in Bielitz wahrzunehmen waren. Neujahr hielt ich in Teschen, am 2. Jänner 1821 kam ich in der Vaterstadt an. Meine Erwartung in baldige Thätigkeit zu treten wurde getäuscht. Da gab's noch Manches herzustellen, einzurichten. Woche auf Woche verlief, ja ein ganzes Vierteljahr ging d'rauf, bis am dritten Ostertag der Superintendent Schmitz mich mit dem neugewählten Lehrer Traugott Geyer in ein und derselben Stunde in unsere Classen einführte, ihn in die erste, mich in die dritte Knabenclasse.

Obgleich meine Vocation lautete, daß ich zum Lehrer an der oberen Mädchenclasse erwählt und berufen sei, so fand man es inzwischen für zweckmäßiger eine schon bewährte Lehrkraft anzustellen und mich anderweitig zu verwenden. Mezke und Szepéssy wurden Mädchen-, ich und Geyer Knabenlehrer. Das geschah zur selben Zeit, ohne daß man mit uns viel Federlesen machte. Die Vocation mit den Bezügen blieb aufrecht, der Posten wechselte. Ich hatte 100 fl. C. M. Fixum, Schulgeld pro Quartal von jeder Schülerin 1 fl. 30 kr. W. W., ein kleines Zimmer als Quartier und 6 Klafter Holz zur Beheizung der Schulclasse und meiner Wohnung. Das war mein Um und An, mein ganzes Einkommen, während der an meine Stelle getretene Lehrer alle die Bezüge, welche mit der dritten Knabenclasse verbunden waren, ungeschmälert erhielt. Ich war beküßt.

Heut zu Tage wäre ein solches Umspringen mit Lehrern eine absolute Unmöglichkeit und Niemand würde sich das gefallen lassen. Allein wenn auch das mitgetheilte Vorgehen über ein halbes Jahrhundert zurück datirt, so kann ich dennoch erklären, daß mir der Vorgang nicht gleichgiltig blieb, ich vielmehr entschlossen war, mit meiner Vocation in der Hand mein gutes Recht in Anspruch zu nehmen, wenn es auch bis zum Bruch gekommen wäre. Eins hielt mich davon zurück; der mir zuge dachte Tausch entsprach nämlich meiner damaligen Neigung, lieber Knaben als Mädchen zu unterrichten. Das was mir hier gleich vor die Augen trat war ganz darnach angethan diese Vorliebe noch mehr hervortreten zu lassen. Schon in den ersten Tagen der mir auferlegten Ferien besuchte ich wiederholt während den Stunden des Unterrichts, die mir als Feld meiner Thätigkeit angewiesene dritte Classe. Hier fand ich eine größere Zahl gewedter und fähiger Knaben, mit denen man etwas Nüchternes leisten konnte. Mein Entschluß die Classe zu übernehmen war bald gefaßt. So unterrichtete ich hier durch ein Semester. Ich mußte mich zusammennehmen, denn das mir beliebte doch dem Superintendenten Schmitz anstoßige Tragen weißer Beinkleider hatte auf mich einen dunklen Schatten geworfen. Ich arbeitete mit Lust und Eifer und wurde von meinen

braven Schülern secundirt. Da trat eines Tages Schmitz in meine lateinische Stunde. Auf seine Frage, was ich durchgemacht, zählte ich dem Herrn Inspector auf, wo ich begonnen und wie weit ich gekommen. Zweifelnd rief er aus: et eris mihi magnus Apollo! Ich stellte meine Fragen; die Antworten von meinen munteren Scholaren erfolgten Schlag auf Schlag. Schmitz verließ die Classe ohne irgend etwas zu bemerken, ich aber bemerkte, es sei ein dunkler Schatten gewichen. Ich täuschte mich auch nicht, denn am selben Abend, wie man mir mittheilte, sprach er vor der Gesellschaft die bei ihm zu Besuch war das Wort aus: wir haben an Schneider eine gute Acquisition gemacht.

Das Blatt hatte sich bald auch in anderer Richtung gewendet. Sezepeffy verließ Bielitz. Superintendent Schmitz bemühte sich nun mich für den vacanten Posten zu gewinnen. Ich wurde Mädchenlehrer. An der neuen Schule hing dieses Mannes ganzes Herz und erfreute sich dieselbe zugleich der wärmsten Sympathien der Gemeinde. Die heut noch im dankbaren Andenken lebende fromme Wittfrau Beutlig widmete ihr das eigene Haus. Ein Stockwerk wurde darauf gesetzt und beide Classen nebst den Lehrerwohnungen fanden darin Raum. Die Anstalt gedieh, Alle hatten ihre Freude daran, auch ich verlebte an derselben drei glückliche Jahre. War ja doch diese und die darauf folgende längere Zeit auch dem Geschäfts-, Erwerbs- und Gemeindeleben besonders günstig. Reiche Ernten, billiges Leben, Ruhe und Friede vereinten sich, es konnte heißen von Handwerker, Ackerbauer, Tagelöhner: „Du wirst Dich nähren Deiner Hände Arbeit“ und ein Jeder durfte bei redlichem Fleiß sein bescheiden Theil Speise dahinnehmen, der goldene Mittelstand blühte und überbrückte die gegenwärtig weite Kluft zwischen angehäuften Reichthum und bitterer Armuth und Noth, Religion und Christenthum stand in hohen Ehren, der Sonntag wurde geheiligt, die Gotteshäuser waren gefüllt, der Wandel in in Gottseligkeit und Ehrbarkeit geführt, man hätte mit Ulrich Hutten ausrufen mögen: Es ist eine wahre Lust zu leben.

In solcher Zeit lebte ich in meinem mir lieb gewordenen Beruf fröhlich und wohlgemuth. Bald sollte sich das ändern und ich in einen neuen Pflichtkreis hineingezogen werden, der meinen heitern Himmel mit sorgenvollem Gewölk bedeckte. Wieder eigenthümliche Fügungen, denen ich folgen sollte. Es kam das aber so. Zum Lehrer für die dritte Knabenclasse wurde Jacob Zimmermann, der am Resmarker Lyceo studirt hatte, erwählt und berufen. Nachdem dieser im October 1822 durch einige Wochen unterrichtet hatte, wurde er auf ein langes Krankenlager hingeworfen und starb im Juli 1823. Seine Stelle vertraten wir Collegen durch ein ganzes Schuljahr ohne jegliche Entschädigung. Mir stand noch Schwierigeres bevor. Superintendent Schmitz forderte auf, mich zur Can-

didatenprüfung vorzubereiten, um Religionsunterricht erteilen zu können. Zum Glück hatte ich, in Voraussicht dieser Prüfung, mich bereits seit den ersten drei Monaten meines Eintritts in Bielitz und in andern freien Stunden mit theologischen Studien befaßt und bis zu dem mir gestellten Termin noch eifriger beschäftigt. Nach abgelegter Prüfung betrat ich zum ersten Mal die Kanzel in der evangelischen Kirche meiner Vaterstadt um am 1. November 1823 beim Nachmittagsgottesdienst über den vorgeschriebenen Text Apostelgeschichte 4 V. 12 eine Predigt zu halten. Hierauf erhielt ich vom Superintendenten das Decret, laut diesem mir der Religionsunterricht in meiner Classe übertragen wurde. Dieser kränkliche Mann sehnte sich bei seiner häufigen Hinfälligkeit nach einer Aushilfe in seinen einzelnen geistlichen Functionen, vornehmlich in Predigt und Katechisation, und schon im nächsten Jahre erhielt ich von ihm den Antrag ein Vicariat bei ihm zu übernehmen. Ich übergehe es die Ueberraschung, meine Bedenken, die für mich äußerst schwierigen Verhandlungen in dieser Sache zu schildern, nur das will ich erwähnen, daß ich entschieden erklärte es sei auf mich etwa nur während eines Jahres zu rechnen, indem ich fest entschlossen bin an der protestantischen Facultät meine theologischen Studien zu vollenden. Schmitz ließ sich dadurch von seinem Vorhaben nicht abbringen, ich wurde nach einer bestimmten Frist pro Ministerio examinirt und am Sonntag Vätare 1824 von ihm unter Assistenz der beiden Pastoren Chmiel und Rakovskij in der Bielitzer evangelischen Kirche ordinirt.

Dieses zwar mit Genehmigung des k. k. Consistoriums, erfolgt aber ohne vorausgegangene Kundgebung und Zustimmung der Gemeinde war für den Superintendenten nicht ohne ernste Folgen, ja nahezu verhängnißvoll.

Das Maaß der Unzufriedenheit über eine bei der Pastorwahl Rakovskij's bewiesene Willkürherrschaft war nun bis zum Ueberströmen vollgefüllt. Die angesehensten Glieder der Gemeinde führten Beschwerde beim Consistorium und da sie von dort abgewiesen wurden, wendeten sie sich an die k. k. oberste Hofstelle. Jedoch hier kamen sie erst aus dem Regen unter die Traufe. Die Abweisung lautete noch schärfer; der Superintendent wurde von geistlichen und weltlichen Behörden in Schutz genommen, Krieg wurde aufgegeben. Aber die Mißstimmung in der Gemeinde verschärfte sich, Schmitz sah sich von Freunden und Verehrern verlassen, der Vorfall war ein Nagel zu seinem Sarge. Nachdem meine Zeit gekommen war, verließ ich Bielitz am 1. October 1825 und ging über Pest nach Wien.

Während meines kurzen Aufenthalts in Pest starb Schmitz plötzlich Mitte October 1825 am Sonntag wo in Bielitz das Toleranzfest gefeiert wurde und er die Festpredigt halten sollte. Der zur Zeit in Biala visi-

tirende galizische Superintendent Stockmann hielt dem Entschlafenen die Leichenpredigt.

Noch ehe Schmitz in das hohe Greisenalter eintrat — er stand erst im Anfang der 60 Jahre — wurde er abberufen, nachdem er in der Bielitzer evangelischen Gemeinde vom Jahre 1806 bis 1825 als Pastor, schlesischer Senior und mährisch-schlesischer Superintendent segensreich gewirkt hatte.

Früher evangelischer Pfarrer zu Groß-Lomnitz in Zipfen, kam er nach Pastor Fischer's Tode nach Bielitz, mit ihm auch ein neubelebender Geist in die Gemeinde. Der im positiven Christenthum stehende, sittlich strenge Mann, war zugleich ein gefeierter Kanzelredner, der durch seine in's Leben eingreifenden, zu Herzen dringenden Predigten Alle anzog; so daß es damals hieß: wir freuten uns die Woche über auf den Sonntag, an dem Schmitz vor Mittag predigte. So wie er die Gemeinde zu heben und zu erbauen bestrebt war, so stand er auch als Superintendent seiner Diocese als Muster vor, machte sich um sie vielfältig verdient.

Inzwischen war ich gegen Ende October in der altberühmten, herrlichen Kaiserstadt Wien angelangt. Ich betrat die akademische Laufbahn mit dem Vorsatz mich an der protestantischen Facultät in ernsterer, vertiefterer Weise wie früher der theologischen Wissenschaft zu widmen. Diese Anstalt unter dem Directorat des gefeierten Superintendenten Wächter stehend, hatte sich seit ihrer Gründung bedeutend entwickelt und gehoben. Die Zahl der Professoren war von 2 auf 5, jene der Studierenden in der Zeit zu der Höhe gestiegen, welche während ihres ganzen Bestandes nie erreicht worden ist. Es fehlte nicht an allseitiger Anregung zu wissenschaftlicher Thätigkeit, und für Erleichterung der materiellen Lage der Studierenden war durch kaiserliche Stipendien und durch die günstigen billigen Zeitverhältnisse gesorgt. So lebte ich in der vielbewegten Weltstadt still und zurückgezogen, äußerlich glücklich, innerlich befriedigt. Der Orientalist Wenrich zog mich in seinen Fächern und den von ihm eröffneten philosophischen Collegien und Disputationen besonders an, die Professoren Laitner, Ranka und Schimko boten in ihren Vorlesungen einen Reichthum theologischer Kenntniß in den Resultaten der Wissenschaft, die jeder auf dem ihm zugewiesenen Gebiete gesammelt und mit glücklichem Verständniß in ein Ganzes vereint hatte. Für's Praktische war leider sehr wenig gesorgt; catechetische Uebungen kamen nicht vor, nur Predigten wurden ausgearbeitet, gehalten und recensirt. Einiger Ersatz für diese fühlbare Lücke fand sich nach einer Richtung in den ausgezeichneten Kanzelrednern, welche die Studierenden in verschiedenen geistlichen Functionen zu hören Gelegenheit hatten. Ich nenne unter den protestantischen Männern Wächter, Hausknecht und Fäsi, unter den andern: Burgprediger Sedlaczek, P. Weit, Klinkoffström, einzelne italienische Fastenprediger, Manheimer.

Alle wesentlich von einander unterschieden. Jeder die eigene Individualität, Geist und Weise ausprägend. Wächter in oratorischer Würde auftretend, Hausknecht durch declamatorischen Reiz die Damenwelt anziehend, Fäsi durch seine gediegene Arbeit befriedigend, waren sie jeder in seiner Art ausgezeichnet.

Ich war abwechselnd ihr konstanter Zuhörer und habe manches von ihnen gelernt, versäumte aber auch nicht, mich mit anderer von der ihrigen abweichender Beredsamkeit bekannt zu machen. So war ich bisweilen in der kaiserlichen Burgkapelle, wo Sedlaczet vor dem kaiserlichen Hof manche Dräsektische Predigt mit wahrer Meisterschaft vortrug, hörte P. Weit während eines ganzen Cyclus von Fastenpredigten, den feurigen Manheimer und lernte die südländische originelle Kanzelberedsamkeit bei den Italienern kennen. Das freundliche Verhältniß, in dem wir Studierenden zu den Professoren der Facultät standen, der humane Einfluß den Director Wächter auf unsere anderweitige Bildung ausübte, die Bekanntschaft mit einzelnen wackeren Persönlichkeiten, die Gelegenheit die sich mir darbot auf der Universität durch ein ganzes Jahr Physik bei Professor Baumgartner zu hören, all das Interessante des herrlichen Wien machten mir meine akademischen Jahre zu den angenehmsten, unvergeßlichen.

Auf Wächter zurückkommend kann ich es mir nicht versagen etwas über die Art und Weise seiner Einflußnahme auf die künftigen Geistlichen zu erwähnen. Wächter war seiner theologischen Richtung nach Rationalist, Mann der Wissenschaft, ein ausgeprägt edler Charakter und Weltmann im besten Sinn des Wortes. Nach letzterer Beziehung war sein Augenmerk zugleich auf äußere Bildung und geselligen Umgang gerichtet. Er veranlaßte es, daß wir am Gesangsunterricht, der bei der protestantischen Gemeinde eingerichtet war, theilnehmen konnten, er zog abwechselnd Einzelne zu seinen Gesellschaftsabenden, ja er ließ Manchen, unter denen ich auch war, Eintrittskarten zu den protestantischen Redouten zukommen, die nur von einer auserwählten Gesellschaft besucht und im besten Ruf waren. Wächter stand nicht allein bei seiner Gemeinde, sondern auch in der ganzen Stadt, sogar bei Hofe in großem Ansehen. Er und Consistorialrath Glas waren manchmal zum Erzbischof und Weihbischof geladen. Man schrieb Beiden das Verdienst der Erhaltung des confessionellen Friedens zu. Als Wächter schwer erkrankte, ließ Kaiser Franz sich über seinen Zustand erkundigen. Bei seinem Tode und seiner Bestattung zeigte sich deutlich, was Wächter in der Oeffentlichkeit galt. Als eine Deputation vor dem Polizeiminister Sedlnitzky erschien um polizeiliche Assistentz zur Aufrechthaltung der Ordnung beim Begräbniß anzufuchen, da wir, unter ihnen auch ich, den Leichnam vom Pfarrhause bis zum Kärntnerthor tragen wollten, was in Wien nicht vorkommt und ausnahmsweise hier geschehen sollte, da erklärte er:

„Alles soll ihnen werden, was Sie bei einer ehrenvollen Bestattung dieses ausgezeichneten Mannes von meiner Seite bedürfen, denn nicht allein die evangelische Gemeinde, auch die Stadt Wien hat in ihm einen würdigen Vielverdienten verloren.“

Wie ich oben schon bemerkte, war es Professor Wenrich der mich zumeist anzog und auf meine theologische Richtung bedeutenden Einfluß nehmen konnte. Das lebendigere Interesse, das ich an ihm nahm, bestimmte mich seine Hefte, nach welchen er in den ersten Jahren manche Disciplinen vortrug, als er mit Genersich an der Facultät allein wirkte, zu studieren. Da war es seine Dogmatik auf die ich zumeist gespannt war. In diese waren neben vielen andern auch die liberalsten Anschauungen aufgenommen, die den jungen Theologen leicht beirren, ihm seinen künftigen Beruf verleiden konnten. Aber wenn auch in mir ein Kampf erwachte, das Tödtliche das ich trank schadete doch nach dem Wort Christi meinem innern Glaubensheiligthum nicht, that auch meiner Verehrung gegen den Mann keinen Abbruch und überzeugte ich mich später woran es bei dem Kantianer vom reinsten Wasser fehlte. Ich bin mir darin auch bis auf den heutigen Tag stets gleich geblieben.

Ich prüfe die Geister ob sie aus Gott sind, d. h. ob das was sie kund thun aus dem göttlichen Bronnen geschöpft sei. Mir ist von der einen wie von der andern Seite jegliche Verfeinerung und Verfolgung zuwider, ich wünsche, daß namentlich zu unserer Zeit der oft so erbitterte Streit ruhen möge und statt der vielen kleinen Fähnlein der Parteien die eine Fahne aufgepflanzt werde, unter der sich alle die Hand reichen um den gemeinsamen Feind, Gleichgiltigkeit gegen die höchsten Ideale des Lebens, Irreligiosität, den atheistischen Materialismus zu bekämpfen.

Solche Ansichten haben sich schon während meiner akademischen Studien gebildet und im spätern Leben zu festen Grundsätzen geworden.

So habe ich unter ernster literarischer Arbeit, aber auch unter mancher heitern Erholung meine Jahre in Wien verlebt. Einzelne seiner reizenden Umgebungen lernte ich schon in den ersten Ferien auf einer Wanderung nach dem Schneeberg kennen.

Im Anfang Juli 1827 hatten wir, ich und Freund Sääf, eine weitere, oft beschwerliche, doch höchst interessante und lohnende Fußreise unternommen. Das Ränzchen am Rücken, den Stab in der Hand, zogen wir am frühesten Morgen eines heißen Julitages von dem noch im tiefen Schlaf ruhenden Wien aus. Unser Weg ging zunächst durch reizende Thäler über die reichen Stifts-Abteien, Klöster Heiligenkreuz und Lilienfeld nach dem bekannten Wallfahrtsort Mariazell. Ehe man noch dahin gelangt, steht erst noch an derselben Straße die Kirche der evangelischen Gemeinde Mitterbach, merkwürdiger Weise, gleichsam an dem Eingangsthor jenes

bekannten und vielbesuchten Wallfahrtsortes. Einem der Aebte von Lilienfeld — es war nicht Ladislaus Pysker, der nachmalige Erzbischof von Erlau, der hochgebildete Verfasser des Heldengedichts Rudolphias, welcher einst in diesem Stifte weilte — nein nicht ihm, sondern einem finsternen Zeloten kann man diese Aeußerung zutrauen: „Auf dem Wege zum heiligen Gnadenort bereite diese legerische Ansiedlung den Wallfahrern das größte Aergerniß.“ Das hatte freilich die Josefinitische Zeit verschuldet. Hätte jener jesuitische Römeling die Macht gehabt, gewiß es wäre von diesem Kirchlein kein Stein auf dem andern geblieben, oder es hätte müssen in andere Hände übergehen. Und doch ist Mitterbach und sein Gotteshaus bis auf den heutigen Tag ein dankenswerthher Gnadenort, wo die armen evangelischen Gebirgsbewohner und Holznechte ihre Erbauung finden.

Wir besahen was Mariazell an Merkwürdigkeit bietet, seine reich geschmückte Kirche, des Klosters Reliquien und Schätze und hörten von dem uns begleitenden Sacristan gar manches von einer gar argen Zeit erzählen, in der viel Silber, Gold und Edelstein des Klosters in weltliche Hände überging, des Klosters Reichthum gewaltig schmälerten, wo die Quellen der Stiftungen und Vermächtnisse versiegten.

Wir zogen unseres Weges weiter, am frühesten Morgen aufbrechend, immer unter heiterem Himmel wandernd, in den Stunden, wo die Sonne glühenden Brand versendet rastend, gelangten wir nach mehreren Tagesmärschen nach Graz, dem Mittelpunkt der grünen Steiermark, wo wir einige Tage verweilten und uns mit der freundlichen interessanten Stadt bekannt machten, die vom Schloßberge besehen, von riesigem Hochgebirge, reizendem Hügelland und malerischen Umgebungen befränzt, sich wie eine geschmückte Braut darstellt. Neben den wissenschaftlichen und Kunstanstalten, Universität, Johanneum, besuchte ich auch den damaligen evangelischen Pastor Viberauer und wohnte einem von ihm gehaltenen Gottesdienst in unserer Kirche bei. Dieser Besuch gab mir Anlaß für die protestantisch-theologische Facultät in Wien, an der Viberauer auch nicht ein gutes Haar fand, zu ihrer Vertheidigung männiglich einzutreten. Er sah mit starkem Selbstgeföhle stolz auf diese Anstalt herab, weil ihm vergönnt war durch ein Semester an einer deutschen Universität zu weilen: fürwahr Zeit genug für Einzelne um deutsches Bier und deutschen Tabak zu verkosten.

Von Graz führte der Weg durch Unter-Steiermark über Laibach nach Triest, nachdem wir vorher die Adelsberger Grotte mit ihren wunderbaren Stalaktitgebilden besichtigt hatten, welchem lebendigen Verlangen von einem anfangs ganz unbekanntem Mann, der sich bald als der über die Grotte Aufsicht führende Kreiscommissär zu erkennen gab, auf die freundlichste Weise entsprochen wurde. Das giebt mir Anlaß zu erwähnen,

welcher Sympathien sich überall das frische, fröhliche Völklein der Studenten zu erfreuen habe. Ich habe das auf meiner dreimonatlichen Wanderung öfter in der angenehmsten Weise erfahren, und eine dankbare Erinnerung davon lebt heut noch in mir.

Es geht immer weiter und weiter dem nächsten Ziele zu. Ermüdet von einer anstrengenden Tour steigen wir die Opfchina heran, am Gipfel der Höhe angelangt, wartet mein der Anblick eines majestätischen Schauspiels. Die Sonne geht unter, in ihrem Purpurglanz spiegelt sich das von mir zum ersten Mal geschaute Meer mit seinen zahlreichen Schiffen und Masten. Voll Bewunderung und Entzücken kann ich mich nicht satt schauen an der Größe und Herrlichkeit dieses vor meinen Augen sich ausbreitenden Panoramas. Hier oben feierliche Stille, unten in der Stadt geräuschvolles Leben, dessen laute Stimmen bis zur Höhe dringen. Viel zu früh für mich hüllte sich Land und Meer in's abendliche Dunkel, wir stiegen zur Stadt herab und ich empfing dort den Eindruck südländischen Lebens und Treibens, das mehr als am Tage in den kühlen Abendstunden hervortritt, und wohl auch viel Lärmen um Nichts offenbart.

Nach kurzer Rast im Gasthose waren wir bald wieder draußen im Volksgewühl. Da zeigte sich wieder, was ich früher schon andeutete. Ein deutscher Mann trat an uns und sprach uns also an: Meine Herren, Sie sind Studenten, hier unbekannt, wollen Sie sich an einem frischen Trunk Gerstensaft laben, so kommen Sie mit mir in unser neu errichtetes Brauhaus. Der Vorschlag war willkommen und wurde sofort befolgt.

Während unseres dreitägigen Aufenthalts in Triest, haben sich die beiden Pastoren, Medicus und Wolf durch Rath und That um uns verdient gemacht. Medicus begleitete uns selbst zu den damals noch bestehenden Quarantain-Anstalten — das Lazaretho nuovo i vecchio im Meer gelegen, und machte uns mit ihrer Einrichtung und strengen Ordnung bekannt. Mit Wolf besuchten wir das Boschetto, den Prater Triests, und verkosteten da in Gesellschaft von See-Offizieren, den Risosco und Profeco, den Wein der am Triestiner Gebirge wächst.

Ich lernte die Eigenthümlichkeiten der Stadt und ihrer Bewohner, den Zustand der beiden evangelischen Gemeinden durch diese freundlichen Männer kennen, Alles, die ganze Seestadt mit ihrem belebten Hafen, seinen Schiffen, Matrosen, seinem mir ganz neuen Getreibe war für mich vom höchsten Interesse.

Erfüllt von allen diesen Eindrücken bestieg ich am 30. Juli Abends 10 Uhr den Dampfer, auf dem ich meine erste Seereise machte. Es war eine mond- und sternenhelle, milde Nacht, unser Schiff gleitete sanft und ruhig dahin, die Fahrt war mit aller Annehmlichkeit angethan, ich brachte den größten Theil am Berdeck zu.

Die Nacht war bald vergangen, bald lag die altberühmte Venetia im sonnigen Glanz vor unseren Augen da. — Nach achttündiger Fahrt landeten wir. Dienstbare Geister umschwebten die Reisenden und einer derselben riß unsere Känzchen an sich und führte uns ohne weitere Frage in das Hôtel Europe, den damals theuersten und deshalb für uns unpaßendsten Gasthof Benedigs, den wir schon am andern Tage mit dem Due Belegri, wie wir's in der That waren, vertauschten.

Um Benedigs Merkwürdigkeiten in möglichst kurzer Zeit kennen zu lernen, ist in diesem vielverschlungenen Knäul ein Cicerone durchaus nöthig. Ein solcher wurde uns von dem evangelischen Pastor Wiedemann empfohlen und wurden wir mit ihm bald Handel eins. Nun begannen programmäßig vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend unsere Ausflüge zu den Sehenswürdigkeiten und Kunstschätzen in Kirchen, Palästen und den benachbarten Inseln.

Ich enthalte mich Einzelnes anzuführen und nur zu erwähnen, daß ich mir oft vorkam, als wandelte ich unter den reichen Herrlichkeiten der Natur, der frühern blühenden Kunst und Wissenschaft, der eigenartigen Industrie, in einem Zaubergarten wunderbarer Gebilde, dessen Reize und einander verdrängende, überraschende Erscheinungen nahezu betäuben. Der Hauch vergeht und weicht einer ernstern Stimmung, wenn man in diesem Venedig, das einst eine so große Rolle spielte und in den Gang der Weltgeschichte so mächtig eingriff, nun eine gefallene Größe erblickt.

Venedig repräsentirt das ganze Italien in Sprache, Sitte, Gewohnheit und Lebensweise; ist eine echt italienische Stadt. Ein kleines Contingent deutschen Elements bietet die hiesige evangelische Gemeinde. Pastor Wiedemann schilderte mir die damaligen kirchlichen Zustände in keinem rosigem Licht. Er selbst sehnte sich zurück nach seiner württembergischen Heimat. Die Schilderung war nicht ohne Einfluß für mich, denn ich erhielt nach dessen Abgang einen Ruf dahin, der sonst viel Verlockendes für mich gehabt hätte, nun aber abgeschlagen wurde.

Die für Venedig bestimmte Zeit war gut ausgenützt vorüber. Im Reiseplan stand noch Padua, Verona, Mailand. Mich zog es wohl dahin, jedoch mußte diese Tour wegen Kränklichkeit meines Reisegefährten aufgegeben werden. So ging denn die Wanderung durch die weite Ebene Venetiens, auf den zwar schönen von Napoleon angelegten, aber für Fußgänger zumal, einförmigen, ermüdenden Straßen über Treviso, Udine, Ponteba in's Kärnthnerland. Hier wehte uns erfrischende Alpenluft an, kräftigte die Schritte nach dem Hafen, den wir uns zu einem Ruhe- und Erholungspunkt ausersehen. Das war die evangelische Pfarre Eisentratten, wo Freund Fritz Bauer im Vorjahre noch Studiengenosse, nun Pastor war, wo wir nach zurückgelegtem Wege über Tarvis, Spital, Willach,

Gmünd, herzlich empfangen, eingezogen und längere Rast hielten. Unmittelbar aus Italien hieher versetzt, erkannte ich den großen Abstand zwischen den beiden Gebieten. Wie muthete mich hier Alles so freundlich an; wie fühlte ich mich so wohl in diesem Alpenland, wenn ich eine Höhe bestieg oder hoch zu Roß nach Dornbach in's Maltathal ritt, dort einen interessanten Wasserfall kennen lernte, mich mit biedern Glaubensgenossen über ihr Leben und ihre Weise unterhielt, einen alten Nimrod die Abenteuer eines heißen Bärenkampfes schildern hörte, wenn ich in Gmünd mit Peitler, dem Wirth, in Trebesing mit Pastor Kazza mich unterhielt, oder am kristallinen Bach im saftigen Grün lagernd, Forellen zum Abendtisch fischte.

Solche Stimmung flößte die Ueberzeugung ein, nicht Welschland, nein, Oesterreich sei mein Heimatsland, das Land das meine Sprache spricht, wo meine Freunde wandelnd gehn, und „meine Todten auferstehn.“ Und ich dürfte nicht mit Schubert's Wanderer unbefriedigt sehnsuchtsvoll ausrufen: O Land, wo bist du? Ich lebte drinnen, seine Berge umgaben mich, seine Luft athmete ich, auf seinen reichen Fluren wandelte mein Fuß und liebe gute Menschen reichten mir die Hand. Noch ehe die Schwalben heimwärts zogen, mußten auch wir von dieser freundlichen Umgebung scheiden und weiter ziehen. Wir waren vollkommen restaurirt. Und das war nöthig. Der Weg der vor uns lag, war steil, er führte über den Ratschberger und Radstädter Taubern. Auf dem Gipfel des letztern übernachteten wir, und ich darf sagen, daß ich einmal in meinem Leben 6000 Fuß über der Meeresfläche sanft geschlafen habe.

In Radstadt brach ein heftiges Gewitter mit Hagel los und hielt uns auf, unser Ziel nämlich, das evangelische Pastorat Ramsau noch am selben Tage zu erreichen. Am nächsten Morgen trafen wir bei Pastor Blik ein. Ramsau ist eine Hochebene unter dem Dachstein, auf welcher sich eine evangelische Gemeinde gebildet, während unten im Ensthal die andere, Schladming, besteht. Die zweitägige Rast, die wir uns hier vergönnen wollten, wurde auf eilf Tage ausgedehnt. Das eingetretene Unwetter hatte nach vielen heißen Tagen einen völligen Umsturz der Witterung hervorgerufen. Es schneite mehrere Tage und Nächte fort und fort. — Im August sahen wir uns in vollen Winter versetzt, die Senner trieben die Heerden heim, hohe Schneemassen lagerten auf den Weizenfeldern, Niemand wagte es nach Schladming herabzugehen. Am 26. August predigte ich in der dortigen Kirche, mir war es als wäre Weihnacht oder Dreikönig. Nach einigen Tagen machte der Sommer sein Recht geltend, die schönste, heiterste Zeit trat ein, auch der lagernde Weizen konnte unbeschadet eingeheimst werden. Dennoch warnte man uns den Weg über das Felsgebirge, den Sto'an zu machen, wir schlugen den weitem Weg über Gröbming und Aufsee

nach dem Salzkammergut ein. Hier weilten wir an jedem der durch ihre Reize ausgezeichneten Orte, Gaisfern, Gosau, Hallstadt, Fischl und nahmen unsern Weg von hier nach Salzburg, Berchtesgaden mit seinem Königssee, und kehrten von Salzburg über Frankstadt und Böllabruck zurück, um einige evangelische Gemeinden Oberösterreichs zu besuchen.

Die erste in die wir eintraten war Ruzenmoos, wo der schon in Jahren vorgerückte Plank Pastor war. Dieser stand damals bei der evangelischen und katholischen Bevölkerung der Gemeinde in einem gewissen Ruf der Heiligkeit, nachdem ein Blitz durch das Fenster an dem er saß eindringend, ihn wohl in Feuerflammen hüllte, aber nicht verletzte. Abgesehen davon erschien mir der Mann als ein würdiger, frommer Priester am Hause Gottes, der alle Achtung verdiente und diese wohl auch bei den Seinen genoß. Die Rundschau, welche die Wanderung durch die Gemeinden Gaisfern, Welz, Kemmatten, Thening, Scharn, Efferding gewährte, die Besprechungen mit ihren würdigen Seelsorgern, Vorstehern und einzelnen Gliedern über die Lage, die Zustände und den hier wal tenden Geist, haben mir diese Gemeinden nicht bloß nach ihrem kirchlichen Leben als lebendige evangelische Glieder, sondern auch nach ihrer äußern Haltung und Stellung als verständige, thätige Land- und Hauswirthe, im ansprechendsten Lichte dargestellt. So lernte ich auch in dem evangelischen Schullehrer in Scharn, Trautenberger, einen vorzüglichen Repräsentanten dieses Standes kennen. Er war ein freundlicher achtungswerther Mann, dessen Bildung auf evangelischem Grunde beruhte und dessen Person und Wesen mehr an einen evangelischen geistlichen Seelsorger erinnerte. Während ich mit dem von Alter und Krankheit gebeugten ersten Superintendenten Oberösterreichs Thilisch nur wenige Worte wechselte, conversirte ich mit Trautenberger längere Zeit und habe von ihm manches Interessante erfahren. Von ihm erfuhr ich die im Anfang der zwanziger Jahre in weitem Kreise Aufsehen erregende Geschichte die sich in Gallneukirchen zutrug, wo damals einige dortige Bewohner, angeregt durch den katholischen Pfarrer Boos, der nach Glauben und Ueberzeugung vom evangelischen Geist erfüllt war, zu unserer Kirche übertreten wollten. Zu ihrer Bekehrung trat der als Wunderthäter bekannte Fürstbischof Hohenlohe in ihre Mitte, wendete in einer Versammlung an sie seine Ueberredungskünste, wurde aber von Hausvätern und Hausmüttern, von Knechten und Mägden durch Stellen der Bibel widerlegt, so daß er unverrichteter Sache abziehen mußte. Heut besteht in Gallneukirchen, trotz Rudigier und Genossen, eine achtbare evangelische Gemeinde mit Kirche und Schule.

Die oberösterreichische Missionsreise war beendigt, über Linz zog ich auf der Donau nach meinem Musensitz, Wien ein.

Das dritte Studienjahr begann. Noch vor Schluß desselben wurde ich im Mai 1828 zum Rector an der Bielitzer evangelischen Musterschule erwählt und berufen. Der unerwartete Ruf, den ich anzunehmen gedachte, setzte mich in Verlegenheit. Mir war viel daran gelegen mein Absolutorium und daneben das mir bestimmte kaiserliche Stipendium vor meinem Abgang von der Fakultät zu erhalten. Beides konnte unter den damaligen besonderen Verhältnissen erst nach abgelegter öffentlicher Prüfung erfolgen. Ich erbat mir beim Bielitzer Aeltesten-Collegio eine Wartezeit von sechs Wochen. Die Antwort lautete abschlägig, nachdem Klapsia, der Nachfolger Grabner's, in den nächsten Tagen als Pastor nach Hillersdorf abging. Hierauf verlangte ich zu einem Privat-Examen aus den rückständigen Studien zugelassen zu werden. Die Schwierigkeiten, welche man machte, wurden durch die wohlwollenden Bemühungen des Directors Hausknecht behoben; ich legte die Prüfung bei jedem einzelnen Professor ab, erhielt mein Absolutorium und Stipendium und zog von Wien ab.

Gleich nach meiner Ankunft in Bielitz wurde ich in mein Amt eingeführt. Die Aussicht war nicht glänzend. Bei viel Arbeit ein Einkommen, welches kaum auf 500 Gulden W. W. veranschlagt werden konnte. Schon in den ersten Monaten lag Pastor Rakovszky mehrere Wochen schwer erkrankt darnieder. Ich vertrat ihn oft auf der Kanzel und war auch nach dieser Richtung häufig in Anspruch genommen. Kaum eingetreten in meine amtliche Wirksamkeit, erhielt ich von dem damaligen ersten Vorsteher der Wiener evangelischen Gemeinde N. C., dem Präsidenten des Appellationsgerichts Gärtner, eine schriftliche Einladung die vacante dritte Predigerstelle daselbst übernehmen zu wollen. Wäre der Ruf früher an mich gelangt, so hätte ich ihn angenommen, zu dieser Zeit erschien es angemessen ihn auszuschiagen, was auch von mir geschah.

Nun war ich Rector und war's mit ganzer Seele und lebte mich in mein Schulamt je länger, desto mehr ein. Die Zahl der Schüler meiner Classe wuchs und die, denen ich Privatunterricht geben sollte nahm so überhand, daß ich allen Wünschen zu entsprechen nicht im Stande war. Lehrkräfte, befähigt um im Latein und Französisch für's Gymnasium vorzubereiten oder Mädchen weiter zu bilden, waren damals nicht vorhanden. Ich war so glücklich im guten Ruf zu stehen, da wendeten sich christliche und israelitische Eltern an mich. Es galt da freilich tüchtig, mit Kraft und Eifer am Werke zu sein. Das geschah denn auch von mir. Ich scheute Müh und Arbeit nicht. Ich war frisch und gesund, mit frohem Muth und heiterm Sinn, mit Lust und Liebe erfaßte ich meinen Beruf, mein Wirken war nicht ohne Frucht und Erfolg, nicht ohne Beweise der Anerkennung, ich erfreute mich der allgemeinen Achtung, meine äußere Lage war eine günstige, alles vereinte sich den Entschluß in mir hervor-

zurufen, beim Schulannte zu bleiben, darin als tüchtiger Pädagog ein Meister, ein wahrer, rechter Schulmeister zu werden.

So ging das Jahr 1829 auf 1830 mit einem charaktervollen Winter über, der von November bis gegen Ende März mit seiner Schneebahn anhielt, auf der Kabinetts-Couriere von Petersburg nach Paris und retour passieren konnten.

Nach angestrengter Arbeit war mir Erholung nöthig, welche ich auf einer Ferienreise 1829 fand. Auf dem Wege nach Wien verweilte ich einige Tage in Brünn, besuchte seine interessante Umgebung, Adamsthal, Sloub, Mazocha, Eisgrub, Felsberg, machte von Wien einen Abstecher nach Preßburg zum Consistorialrath Glas, der in einem Schreiben an mich mir eine Pastorstelle angeboten hatte, und kehrte nach Verlauf von drei Wochen erfrischt und gestärkt heim. Der mährisch-schlesische Superintendent Paulini starb im Herbst dieses Jahres in Bielitz und wurde hier auf dem gemeinschaftlichen Friedhof begraben.

Mein pädagogisches Leben erhielt im Sommer 1830 eine ungewöhnliche Unterbrechung, durch ein Vorhaben, welches ich mir früher manchmal ausgedacht, aber nun seine Ausführung bereits aufgegeben hatte. Mein Verlangen nämlich eine und die andere deutsche Univerſität kennen zu lernen, mich von ihrem Geiste wenigstens nur anwehen zu lassen, war während meiner Studienzeit immer reger geworden und wurde von meinem akademischen Freunde Nadler getheilt.

Wie vom Himmel herabgefallen tritt dieser eines Abends mit der Begrüßung an mich heran: Ich komme um unsere Verabredung wahr zu machen. Anfangs von mir für Scherz gehalten, wurde die Sache bald voller Ernst. Ich hatte noch vor der Prüfung einige Wochen zu unterrichten, die beiden Pastoren Schimko und Rakovsky erböten sich zu Vertretern, die Prüfung wurde bis zu meiner Rückkehr aufgeschoben — alles geordnet — in wenigen Tagen saß ich an der Breslauer Univerſität, im Collegium des ehrwürdigen Historikers Wachler, des Professors der Dogmengeschichte von Cöln, Steffens und Anderer.

Von Breslau ging's per Post nach Dresden und Leipzig. Das was meinem Zweck zumeist entsprach, benutzte ich fleißig, in erster Linie Univerſität, dann Kirchen, Schulen und suchte die persönliche Bekanntschaft einzelner ausgezeichneten Männer dieser Anstalten. In Dresden vernahm ich die frisch eingelangte Kunde von der Pariser Juli-Revolution. An dem Sonntag den ich hier zubrachte wollte ich den gefeierten Kanzelredner Moriz Schmalz hören, begab mich zur Kirche nach Neustadt-Dresden, fragte eine Frau, ob heute Schmalz predigen werde, und erhielt zur Antwort: O nein, mein guter Herr, wenn der predigte, da würden nicht vereinzelt sondern schaarenweise die Leute zur Kirche ziehen. Ein Beleg zu dem

fliegenden Wort: „der protestantische Geistliche zumal, kann seine Gemeinde in die Kirche hinein-, aber auch herauspredigen.“

Nach einem Aufenthalt von 4 Tagen zog ich von Leipzig über Naumburg und Dornburg nach Jena, wohin Freund Nadler vorausgegangen, mich dort bei den mir bekannten Ungarn und Siebenbürgern angekündigt hatte. Ich wurde in brüderlicher Weise als *Comilio* empfangen und mußte trotz alles Sträubens von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen. Wen, der noch etwas von einem burschikosen Geist und Sinn in seiner Brust beherbergte, wen hätte dieses Jena an der Saalestrande, die *Musenstadt* mit ihren freundlichen Umgebungen, mit dem dortigen *Universitäts-* und *Studentenleben*, nicht angezogen? Auch auf mich machte Alles was ich wahrnahm und ersuhr den wohlthuendsten Eindruck. Ich war bald durch Nadler nicht allein in die Kreise der Studierenden, sondern auch der vorzüglichen Professoren *Fries*, *Luden*, *Baumgarten-Crusius*, *Haase*, *Schwarz* u. a. eingeführt, hörte ihre *Collegia*, machte ihre persönliche Bekanntschaft und fand in ihnen Männer der Wissenschaft mit der anziehendsten *Humanität* vereint.

Es waren schöne herrliche Tage, die ich hier verlebte, voll geistigen Genusses und jugendlichen Frohsinns. Das, was mir noch anlag, was man mir aber als unerreichbar darstellte, sollte noch kommen.

Da saß ich eines Abends im *Burgkeller* und äußerte gegen meinen Nachbar: Morgen gehe ich nach *Weimar* und will dort auch an *Göthe* gelangen. Das, sagte jener, schlag dir aus dem Sinn; *Göthe* ist seit längerer Zeit weniger zugänglich und *Studenten* kommen schon gar nicht an. Er erzählte mir die Anekdote von dem tollen *Landmannschafter*, der abgewiesen, unter die Fenster der *Wohnzimmer Göthe's* sich hinstellte und mit gewaltiger Stimme wiederholt ausrief: *Göthe, Göthe!* und als dieser sich am Fenster zeigte, sagte jener mit belobender Handbewegung: *Na nu, schon gut.* — Nach *Jena* zurückgekehrt erklärte er triumphirend: *Göthe* habe sich ihm vorgestellt. —

In *Weimar* selbst bestätigte der *Besitzer des Hotels*, in dem ich einkehrte, die frühere Aussage. Ich aber dachte, versuchen will ich's doch. Um 10 Uhr Morgens war ich im Hause *Göthe's*, um mich als *Rector* einer *österreichischen Bürgerschule* anzumelden und um kurzen *Vortritt* zu bitten. Der *Diener* kehrte bald zurück mit der Nachricht: Der *Herr Geheimrath* nehme jetzt ein *Bad* und wolle mich *Punkt 11 Uhr* empfangen. Erfreut benützte ich die Stunde zu einem Gange in den *Hofgarten*. Auf die Minute pünktlich betrat ich das *Empfangszimmer*, schon im nächsten Augenblick öffnet sich eine *Seitenthür* und der *Altmeister Göthe* stand vor mir, eine auf den ersten Blick *Verehrung* einsflößende Gestalt, ungebeugt von der Fülle der Jahre, aufrecht in *Stellung* und *Haltung*, im *Außern*

sorgfällig gekleidet mit tabackbraunem Rock, weißer Halsbinde angethan, das offene edle Antlitz den hohen Geist abspiegelnd und von milder Freundlichkeit wiederstrahlend, so sah ich Göthe, so haftet auf ihm in jenen Augenblicken mein Blick, so suchte ich die Züge dieses Geistes-Heros meinem Innern einzuprägen.

Nach meiner kurzen Anrede richtete er einzelne Fragen an mich, unter denen auch die: Sind Sie von der österreichischen Regierung nach Deutschland geschickt? Als ich bemerkte, daß ich neben Schulen auch an Universitäten hospitirte, fragte er, wen ich in Jena gehört. Beim Namen Baumgarten-Crusius sagte er, ein wahres Magazin von gelehrtem Wissen. Schließlich gab er mir noch freundlichen Rath, machte mich auf den Director der Realschule in Weimar Schweizer aufmerksam, und entließ mich mit freundlichen Wünschen.

Nachdem ich einzelne Merkwürdigkeiten Weimars, unter andern einen Rettungs-Apparat gegen Scheintod im Leichenhause des dortigen Friedhofs kennen gelernt, am Sarge Schiller's gestanden und von den Manen der Geschiedenen, zu den Lebenden zurückgekehrt, den ersten Generalsuperintendenten Röhr und den lebenswürdigen Consistorialrath Horn besucht und mit ihnen conversirt hatte, verließ ich das freundliche deutsche Athen nicht bloß vollkommen befriedigt, sondern mit dem gewissen Selbstgefühl: Du hast Göthe gesprochen, bist von ihm freundlich aufgenommen worden. Nach Jena zurückgekehrt, theilte ich den Comilitonen mit, wie sich mir Alles günstig gefügt. „Du warst bei Göthe“, hieß es: „Als was hast Du Dich eingeführt?“ Als das, was ich in der That bin, als österreichischer Schullector. Diesen hatte ich im Studentenkreise abgestreift. Nur bei Professor Luden stellte mich Nodler als Rector vor. Was, sagte jener: Sie sind Rector, da gehören Sie auf's Sofa — und der joviale Mann drückte mich kräftiglich auf diesen Sitz nieder. — Ich hörte von Luden 3 höchst interessante frei gehaltene Vorträge über Papst Gregor VII. Der ausgezeichnete Historiker fesselte durch inneren Gehalt und äußere Vortragsweise.

Die lieben Jenenser Tage zogen im schnellen Fluge vorüber. Es hieß: Jena, ich muß dich lassen und ziehen meine Straßen. Der Weg ging über Naumburg mit einem Absteher nach Schulpforta, Merseburg nach Halle, der vierten Universitätsstadt. Anempfohlen an die beiden Studierenden aus Ungarn, Kaltbrenner und Stenzel, fand ich in ihnen freundliche Führer und Begleiter an diesem Musensitz. Die dortige theologische Facultät stand zur Zeit in schöner Blüthe. Die Professoren Gesenius, Wegscheider, Tholuk u. a. m. übten eine besondere Zugkraft aus und steigerten die Frequenz. Ich habe während der wenigen Tage meines Aufenthaltes nie veräuht ihren Vorlesungen beizuwohnen, die stets reich besucht waren. In Halle garnisonirte ein Jägerbataillon, bei welchem

viele Studierende ihren Militärdienst abthaten und gleichzeitig an der Universität ihr Studium betreiben konnten. Da muthete es mich sonderbar an, wenn die Theologen, in Feldmütze und Waffenrock, die Bibel unter dem Arm im Colleg bei Gesenius erschienen. —

Was ich Jena an Zeit zugegeben hatte mußte Halle abgebrochen werden. Ich fuhr mit Schnellpost zunächst nach Potsdam, von da später nach Berlin.

Ist man in Potsdam, so sieht man sich von selbst genöthigt, das Schmuckkästchen des Königreichs Preußen zu beschauen. Ich that das im Fluge und eilte in die Stadt der Intelligenz, nach Berlin; für mich die letzte und schwierigste Aufgabe meiner literarischen Rundreise. Da war's nicht allein die Universität, sondern auch die an Schätzen und Merkwürdigkeiten reiche Königsstadt, was mich anzog, all meine Kraft in Anspruch nahm, mich in oft ermüdende Bewegung setzte.

Ich eilte oft bei strömendem Regen von einer Vorlesung in die andere. Ich hörte Hengstenberg, Marheineke, Neander, Schleiermacher, Beck, Hegel, Savigny — also Philologen, Philosophen, Theologen, Juristen — alles hintereinander, durcheinander, so daß mir bisweilen war, als ging ein Mühlrad mir im Kopf herum. Der Stern, der damals am theologischen Himmel am hellsten leuchtete, war Schleiermacher. Auf ihn war vornehmlich mein Auge gerichtet. Ich lernte ihn bei meinem Besuch persönlich kennen, hörte den Professor vom Katheder, den Prediger von der Kanzel. Letzteres in einer Frühpredigt, die er zur Sommerszeit von 7—8 gewöhnlich vor einem Kreise auserwählter Zuhörer, d. h. solcher hielt, die seine Schriften studierten und in seinen Geist eingedrungen waren, zu welchen auch eine Zahl fein gebildeter Frauen gehörte. Auf diese Predigten wurde von den Verehrern Schleiermachers großer Werth gelegt. Ein in Potsdam stehender Gardeoffizier und tüchtiger Fußgänger kam sonntäglich zu Fuß in die Dreifaltigkeitskirche um Schleiermachers Frühpredigt zu hören und war um 11 Uhr wieder zu Fuß in Potsdam bei der Kirchenparade. Nur die gespannteste Aufmerksamkeit war im Stande, dem in die Tiefe des christlichen Geistes eindringenden Gedankengang des berühmten Redners zu folgen.

Berlin selbst, die Stadt und ihre Umgebung anlangend, so muß ich gestehen, daß der Totaleindruck, für mich, dem das herrliche Wien mit seiner Schönheit und Gemüthlichkeit vorschwebte und auf jedem Schritt in Vergleich kam, kein günstiger war und durch einen mehrere Tage andauernden Landregen noch mehr abgeschwächt wurde. Ich war nicht allein satt, sondern sogar überfättigt von allem dem was sich in meine fünf-wöchentliche Wanderung drängte. Nach großer Anspannung trat natürlich Abspannung ein. Mein Geist verlangte Ruhe, um zu überdenken, zu

ordnen, zu verdauen. Ich sah schier den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es zog mich nach der Heimath, zu meinem Amt und Beruf; bald führte mich der Postwagen von Berlin nach Bietitz zurück. Nach zweiwöchentlicher strammer Arbeit mit meinen Schülern hielt ich Prüfung, die zu meiner und wohl auch zur Zufriedenheit der Eltern ausfiel.

Das Jahr 1830 ging seinem glücklichen Ende zu. Der in unserem Staat herrschende Friede wurde auf kurze Zeit durch die im Herbst ausgebrochene polnische Revolution gestört, die niedergeworfen ein schnelles Ende fand und die frühere Ruhe bald wieder einkehrte.

Das Jahr 1831 brach an. Es begann seinen Lauf in dem frühern ruhigen Geleise, trug aber in seinem Schooß einen uns bis jetzt unbekanntem Feind, der Schrecken verbreitete und Menschenleben in wenigen Stunden hinraffte — die Cholera. Diese verheerende Krankheit war aus Asien nach Europa gekommen, trat zuerst im Osten, in Rußland und Polen auf, wüthete in Galizien, Ungarn, forderte viele Opfer in Wien, während diesmal Schlesien mit Bietitz verschont blieb. Im Sommer wurde ein Cordon von der ungarischen bis an die preußische Grenze aufgestellt, eine Quarantaine bei Kenty errichtet, wo Contumaz gehalten und alles angewendet wurde, um den schlimmen Gast abzuwehren.

Für mich war das bezeichnete Jahr ein bedeutungsvolles, auf das ganze weitere Leben einflußreiches durch den wichtigen Schritt, den ich gethan, welchen der Dichter einen großen, entscheidenden Wurf nennt, und den, dem er gelungen, auffordert, seinen Jubel in einen Freudenchor der Glücklichen einzumischen. Ich konnte mich diesen Glücklichen zählen, nachdem ich am 9. Mai 1831 mit Fräulein Rosa, der zweiten Tochter des hiesigen Bürgers und Tuchkaufmanns Herrn Samuel Grunwald den Bund der Ehe schloß. Fürwahr, ich bekenne das mit tief gefühltem Dank, Gottes Gnade hat sich mir in dieser Verbindung in reichem Maße erwiesen. Er hat mir in der Erwählten eine Lebensgefährtin zugeführt, auf welche sich des Mannes Herz verlassen konnte, die durch ihren redlichen, praktischen, frommen Sinn sich stets als des Hauses Ehre erwies und mir auf einer längern Wanderung ein guter liebender Engel treu zur Seite gestanden, so daß ich sagen kann, ich habe nächst Gott ihr am meisten unter allem Wechsel des Geschicks für mir erwiesene Liebe und Treue zu danken. So hat sie sich bewährt in heitern und in prüfungsvollen Tagen, von der ersten Stunde, auch die letzte wird noch davon Zeugniß geben.

Im Spätherbst des Jahres starb Pastor Rakovsky und wurde ich wieder zur Vertretung häufig in Anspruch genommen.

Obgleich viel beladen und neben der Schul- auch noch des geistlichen Amtes Bürde tragend ging ich guten Muths mit der übrigen Welt in das Jahr 1832 hinüber.

Je weiter das Jahr in seinem Laufe fortschritt, desto mehr trat in unserer Gemeinde die Sorge hervor, die vacante Pastoratsstelle wieder zu besetzen. Da erschien eines Tages das Vorsteher-Collegium mit dem vielverdienten Oberältesten Gottfried Voß an der Spitze bei mir, und dieser richtete an mich die Worte: bei der bevorstehenden Pastorswahl habe die Gemeinde auch auf meine Person die Augen gerichtet, jedoch, da der Vorstand neben der deutschen auch noch eine polnische Gemeinde zu versorgen habe, und diese den Mann erst hören wolle, dem sie ihre Stimme giebt, so hänge ersteres davon ab, ob ich nach einer Zeit von mehreren Wochen gewillt sei dieser Gemeinde eine polnische Probepredigt zu halten? Meine Antwort lautete: Ich bin bisher mit meiner gegenwärtigen Lage zufrieden, strebe nicht nach einem Pastorat, habe schon mehrere Rufe für solche Stellen ausgeschlagen; aber wenn ich auch noch so sehr mich darnach sehnen sollte, so müßte ich unter der mir gestellten Bedingung ersuchen von meiner Wahl abzustehen. Ich hatte eine viel zu hohe Idee von einer Predigt, als daß ich es hätte wagen können bei meinem geringen Sprachschatz mit einer polnischen Probepredigt aufzutreten. Mir schwebte vor den Augen ein vollständiges Fiasco, deshalb sagte ich ohne Bedenken ab. — Die Herren verließen mich mit der Aeußerung, man werde doch noch sehen, ob in der Sache nicht ein Ausweg gefunden werden könne. Es zeigte sich bald, daß der Weg, den sie von mir aus betraten, der schon gefundene Ausweg war. Sie traten bei Pastor Schimko, der seit einem Jahr zum schlesischen Senior ernannt war, ein, ihm meinen Entschluß mittheilend. — Dieser erwiderte: Schneider wird predigen; verlassen Sie sich darauf. Ich habe schon erfahren, daß er im Polnischen einen Grund gelegt hat. Was nicht ist, wird werden. Noch heute Abend spreche ich mit ihm. Das geschah. Ich kann mir nicht versagen, das in Kürze wieder zu geben, wie es Schimko angefangen, mit welcher Energie er zu Werke gegangen, um mich zum polnischen Prosolyten zu gewinnen. Er ließ es nicht fehlen an Angriffen auf Mannesehre, an Bedung des eigenen Kraftbewußtseins, an Muth- und Vertrauens-Zusprachen. Da hieß es: Fremde Sprachen haben Sie gelernt, vor der einen so nöthigen Landessprache scheuen Sie zurück. Vier Jahre haben Sie in Teschen polnischen Unterricht genossen, polnische Luft geathmet, das was Sie schon wissen und in Ihnen noch schlummert, soll unbenützt bleiben. Sie haben einen Vorzug, den tausend Deutsche nicht besitzen, Sie haben eine gute polnische Aussprache; die Gemeinde, vor der Sie auftreten, ist nachsichtig, sie wird an Ihnen Freude haben. So wurde ich gepackt, mußte mich ergeben, arbeitete eine deutsche Predigt, fing an zu übersetzen, Schimko half, corrigirte, eine polnische Predigt war zu Stande gebracht, jeden Abend vor meinem Meister laut vorgelesen, memorirt. Am 9. Sonntag nach Trinitatis 1832 stand ich auf der Kanzel der Bielizer

evangelischen Kirche und hielt meine erste polnische Predigt vor einer zahlreichen, auch aus der Nachbarschaft zusammengekommenen Gemeinde.

Die allerdings schwere Aufgabe war gelöst, nicht nur ohne alle Fährlichkeit, sondern auch mit einem mich selbst überraschenden Erfolg. Die Vorstände der polnischen Gemeinde beglückwünschten mich in der Sacristei und sagten, man hätte nicht einmal erkannt, daß ich ein Deutscher sei. Das Eis war gebrochen, ein Berg war erstiegen; die Bahn in die Pastorale war frei.

Der Sieg nach solchem Kampf war größtentheils das Verdienst Schimko's. Aber auch abgesehen davon und nicht vergessend des Dankes, den ich ihm dafür und seine weitere Hilfe bei meinen polnischen Arbeiten schulde, drängt mich die Freundschaft, die Achtung und Verehrung für diesen Trefflichen, meinen langjährigen Hausgenossen und Kollegen, ihm an dieser Stelle tief gefühlte Worte verdienter pietätvoller Anerkennung im Namen vieler Tausenden Schlesiens, dieser Stadt und Gemeinde zu weihen. Aus vollster Ueberzeugung spreche ich es aus, die Vielster evangelische Gemeinde hat mit der Wahl dieses Mannes einen glücklichen Griff gethan. Man konnte ihr zurufen: einen bessern, einen eifrigeren, treuern Diener des Evangeliums, Hirten und Seelsorger findest Du nicht. Das hat er bewiesen und bewährt durch seine ganze Amtsführung vom Jahre 1826 bis 1858, während welcher Zeit das religiöse und kirchliche Leben in der Gemeinde ein gar lebendiges und von schönen Früchten und Erfolgen gesegnetes war. Schimko gehörte seinem Amte ganz an, er trieb keinen Zween- oder Vielherrndienst. Er strebte wohl darnach Allen Alles zu sein, und seine mit der größten Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Vorträge konnten auch den Gebildeten zusagen, aber er war nach dem Zuge seines Geistes und Wesens ein Volksredner, denn alles Volk hing ihm an und hörte gern den kräftigen aus innerster Ueberzeugung redenden Verkündiger des göttlichen Wortes. Bei der allseitigen Popularität, deren er sich erfreute, bei der Achtung und dem Vertrauen, welches er genos, ist mit Gewißheit anzunehmen, daß wenn Schimko gelebt, nach Lumniczky's Tode kein anderer wie er aus der Wahl der Gemeinden als Superintendent für Mähren und Schlesien hervorgegangen wäre. Die Rück Erinnerung an unser collegialisches Wirken erfüllt mich stets mit freudiger Nührung. Es schwebt da vor meiner Seele unser geistiger Verkehr, wie wir die Gemeinde, aber auch wieder sie uns gegenseitig durch ihre Andacht in zahlreichen Versammlungen erbaute.

Was Schimko der Gemeinde und der schles. evangel. Bevölkerung galt, wie man seine Verdienste würdigte, in welchem Ansehen er bei kirchlichen und weltlichen Behörden stand, das zeigte sich in der allgemeinen Theilnahme und Trauer der von Nah und Fern zu seiner Bestattung sich

versammelnden Schaaren, die einem angesehenen Manne das Wort abnöthigten: „das läßt sich mit Millionen nicht erkaufen“ — davon giebt Zeugniß das Denkmal, das sein Grab schmückt und jenes, welches in pietätvoller Weise die Stelle bezeichnet, wo er am 12. Juni 1858 plötzlich dem Leben entrückt wurde.

Nach diesem, einem Unvergeßlichen dargebrachten Schuldopfer kehre ich zurück in das Jahr 1832 und knüpfe den dort abgerissenen Faden mit meiner am 1. October dieses Jahres erfolgten einstimmigen Wahl zum Pastor der Bielitzer evangelischen Gemeinde wieder an.

Bis dahin waren seit Rakovsky's Tod 11 Monate verfloßen, während welcher Zeit ich häufig als Prediger austrat. Nun bekleidete ich ein Doppelamt, ich war Rector und Pastor in einer Person. Diese Würden und Bürden trug ich trotz äußerster Anstrengung, doch mit freiwilliger Aufopferung sie auf mich nehmend durch 7 Monate, bis 1833 im März in dem Candidaten der Theologie David Freytag der geeignete Mann als mein Nachfolger im Rectorat gefunden und erwählt wurde.

Schon der Beginn des Jahres 1833 brachte für das evangelische Leben unserer Gemeinde und dessen größere Unabhängigkeit und Selbstständigkeit ein wichtiges, lang ersehntes Ereigniß. Bis dahin wurden unsere theuern Entschlafenen durch eine lange Reihe von Jahren auf dem gemeinschaftlichen — eigentlich katholischen — Kirchhof begraben. Dieses Verhältniß gab die Evangelischen bei vorkommenden Bestattungen ganz in die Hand der katholischen Geistlichkeit. Man verstand es, dasselbe nach Möglichkeit auszubeuten. Ueberschreitungen der sogenannten Siola-Ordnung, sogar der schreiendsten Art, kamen während der Toleranzzeit häufig vor. Die Protestanten mußten sich das, wie gar viel Anderes gefallen lassen, mußten als bloße Geduldete tragen und schweigen. Da kam Hilfe von einem ehrenwerthen, in unserem dankbaren Andenken fortlebenden evangelischen Ehepaar unserer Gemeinde, von den Klimtschen Eheleuten. Die schenkten der evangelischen Bielitzer Gemeinde zu einem ihr eigenen Friedhof ein nach Lage, Größe und Umfang angemessenes, ansehnliches Ackerstück. Gewiß ein edelmüthiges Geschenk zu dieser Zeit, für solchen sehr erwünschten Zweck, ein Geschenk von solchem Werth für Gegenwart und Zukunft, hat eine ganze Gemeinde aus tausend Verlegenheiten gerissen. Wir können es den Siedern Klimtschen Eheleuten im Grabe noch, nicht genug Dank wissen.

Mit solchem freudigen Dank gingen wir rüstig an's Werk und zu Anfang Februar 1833 wurde der neue Gottesacker von Senior Schimko und mir feierlich unter gedrängten Schaaren eingeweiht und am folgenden Tage die erste Leiche, die verstorbene Gattin des bürgerlichen Tuchmachers Gottfried Hoffmann von mir beerdigt.

Heute hat die Zahl der dort im Todeschlummer Ruhenden jene der Lebenden wohl bereits überstiegen, aber auch wir, die über den Gräbern der Entschlafenen wandeln, blicken mit wehmüthiger Befriedigung auf dieses Gefilde hin den Ruf vernehmend: Siehe da die Stätte, wo man auch Dich hinlegen wird.

Die nachfolgenden Dreißiger und der größte Theil der Vierziger Jahre verliefen ruhig ohne besonders wichtige Ereignisse für mein Leben und meinen Schicksalsgang. Meine Zeit gehörte meinem Amt, welches ich alles Ernstes anfaßte. Ich mußte alle meine beste Kraft zusammennehmen, um an der Seite eines bewährten und gefeierten Collegen nicht allzuweit zurückzubleiben. Das that ich auch. Gott sei Dank, mein Streben und Ringen war von gutem Erfolg begleitet, wie sich das nicht allein in meiner Gemeinde, sondern überall, wo ich als geistlicher Redner auftrat, zeigte. Mancher Ruf erging an mich, unter andern auch der für die wiederholt erledigte Pastorstelle in Teschen, wo der Tod von 1834 bis 1837 die drei Pastoren Kotzsch, Schimko und Sittig hinraffte. Ich aber blieb Prophet in der Vaterstadt.

Im August 1833 holte ich meine Frau aus dem Bade Sliacz. Auf der angenehmen Rückreise durch das freundliche Granthal besuchte ich Freund Habe, der damals Pfarrer in Modem war, ging über Preßburg nach Wien, verweilte dort einige Tage und trat nach kurzer Unterbrechung bald wieder meine amtliche Wirksamkeit an. Zur selben Zeit war in Bielitz der Nachfolger Stockmanns, der neu ernannte Superintendent Haase mit Frau auf seiner Reise nach Lemberg eingetroffen, und war mir die erste Gelegenheit geboten, den verehrten Mann kennen zu lernen.

Es folgte nun das im ganzen Jahrhundert durch seine anhaltende Trockenheit sich auszeichnende an jenes von 1811 sich anreihende Jahr 1834, dessen Glühhitze auf den Weinbergen Oesterreichs Trauben destillirte, die an Geist und Kraft dem Tokayer Wein gleichkamen. Wir Schlesier seufzten mit dem ganzen Mitteleuropa um erquickenden Regen. Wir Bewohner der beiden Schwesterstädte wünschten einen ausgiebigen Landregen auch deshalb, damit er die damalige Angst der Gemüther dämpfen möchte. Denn wir exercitiren damals in den beiden Jahren 1833 und 1834 öfterer als je im Feuer. Wiederholt ertönte die Sturmglöcke mit dem Rufe: Feuer! Die Flammen loderten in der Umgebung, in Biala, Lipnik. Die Vorahnung jener Katastrophe von 1836 bemächtigte sich unsrer, es war uns, als wollte das Element ein großes Opfer haben. Ich hatte im August 1834 wieder die Mission übernommen, nebst meiner Frau noch zwei andere aus dem Sliaczzer Bade abzuholen. Da erinnere ich mich, wie schwer es hielt, ein Büschel Heu für die Pferde aufzutreiben, Viehfutter fehlte in Ungarn gänzlich, auch bei uns war Mangel daran, während

unser Getreide ein seltenes Erträgniß gab, ob auch die Auen nicht dick von Korn und Weizen standen.

Im Juli 1835 erkrankte ich, ergriffen vom Typhus abdominalis. Der Verlauf war ein ungewöhnlich rascher, kurzer, günstiger. Nachdem alles glücklich überstanden war, fühlte ich mich wie neugeboren, neugestärkt — neue Arbeits- und Lebenslust fühlend — Alles im heitern, rosigen Licht erblickend. Mir war's, nachdem ich durch Gottes Gnade dieses dunkle Thal durchschritten, als sei ich auf einer freundlichen Höhe angelangt, die an den Ausspruch des Naturforschers Schultens erinnert, der gesagt hat: wer die Spitze des Großglockners nicht erstiegen, der wisse noch nicht was leben heißt.

Der Frühling des Jahres 1836 führte den Superintendenten Zumniger zur zweimaligen Kirchen- und Schulensvisitation in unsere Gemeinde. Bei dieser wurde ich, der Längstbekannte der Gemeinde, erst amtlich vorgestellt d. h. installiert.

Nach dieser Feier und vorhergehender mehrwöchentlicher Alleinamtirung, indem Senior Schimko den Superintendenten auf seiner Visitationsreise begleitete, unternahm ich in Gesellschaft des Dr. Schwarz und Rectors Frehtag eine Erholungsreise in die Zips.

Unsere Kutsche, von zwei kräftigen Rossen geführt, beherbergte außer den drei Passagieren eine ausgiebige Menge Fourage und Flaschenkeller, und noch oben am Verdeck thronte ein Fäßchen mit Kraut und gewürfeltem Schweinefleisch-Ingredienzen. Diese Ausrüstung wurde uns von praktischen Geschäftsreisenden bei der durch Galizien einzuschlagenden Tour dringend anempfohlen, und hat sich uns auch vortrefflich bewährt. Wir waren in mancher noch so elenden Kneipe wohl versorgt. Ich war im Stande, meinem Schwiegervater Samuel Grunwald, der nach Debreczin reiste und mit uns in Rukow zusammentraf, mit Hilfe der dortigen Gastwirthin, die sich mir als eine Gespielin der Kindheit zu erkennen gab, ein anständiges Diner zu bereiten, wie er es in solcher gentiler Zusammenstellung im berühmtesten Hotel nicht gefunden hätte. Waren wir doch selbst von dem wohlgelungenen Symposion überrascht, und während der Fütterung unserer Pferde ließen auch wir es uns bei heiterer Fröhlichkeit wohl schmecken. Die Reise führte durch freundliche Gegend, wo eine Naturschönheit die andere ablöste. Hin und wieder ein nur Minuten dauernder sanfter Sprühregen, sonst immer heiterer Himmel.

In Swiglykrzyz gewährte mir die mehrere Comitete durchziehende Carpathenkette in ihrer Größe und Erhabenheit einen so herrlichen Anblick, wie ich ihn in Zipsen mitten unter den Gebirgen weiland nicht genossen habe. Hier imponirt das Einzelgebirge, dort erhält man einen überwältigenden Totaleindruck, der mir vorwegnahm, was ich erwartete und nicht wieder

sand, da mir's nicht vergönnt war außer Schmels eine andere Bergeshöhe zu besteigen.

Wir rückten über Altendorf und die Magura nach Zipsen ein. Meine Ankunft wurde bald den frühern Studiengenossen und Freunden bekannt. Am bestimmten Tage versammelten sich in Schmels eine Anzahl von Pastoren, Professoren, Freunden und Bekannten beim fröhlichen Mahl. Ich durchwanderte mehrere der kleinen Zipserstädtlein nebst Resmark und Deutschau. Von da zurückkehrend um von Bela aus mehrere Excursionen in die Karpathen zu beginnen begegnete mir Professor Benedikti in Resmark und wendete sich ohne eine schonende Vorbereitung mit den Worten an mich: „Sie hier und Bielitz liegt in Asche!“ Erschocken und tief erschüttert erfuhr ich, daß am 6. August, an dem Tage, wo wir in Schmels in der fröhlichsten Stimmung beisammen waren, verheerende Flammen einen ansehnlichen Theil meiner Vaterstadt verzehrten. Uebertriebene Gerüchte steigerten die Angst und Besorgniß; an längeres Bleiben war nicht zu denken, wir rüsteten bald zur Heimreise. Dort angelangt fand ich allerdings viele niedergebrannte Stätten, unter ihnen auch das Vaterhaus, in welchem meine Wiege gestanden, leergebrannt und mit einer Thräne der Wehmuth im Auge darauf hinklickend.

Im Verlauf der Dreißiger Jahre waren außer den schon erwähnten noch mehrere andere Veränderungen in den schlesischen Pastoraten eingetreten. Nach dem Ableben des Bistritzer Pfarrers Andreas Paulini kam Pastor Raschke jun. an dessen Stelle, dem Pastor Cizek in Ernsdorf folgte Philippel, nach dessen Abgang nach Cam.-Elgoth Hermann Rotschy. Für Drahomischel wurde nach Orgony's Tode Drozd gewählt, nach Altbielitz wurde von Ramsau in Steiermark Pastor Blik schon im Jahre 1829 berufen, der aber wie schon erwähnt im Jahre 1834 nach Teschen ging und Gloxin zum Nachfolger hatte. In der Schwestergemeinde Biala verchied Chmiel, seine Stelle nahm Hönel ein.

Die evangelischen Gemeinden Weichsel und Ustron erbauten statt ihrer alten hölzernen, gemauerte Gotteshäuser, von denen das erstere am Petri Pauli, das andere am Jakobitage eingeweiht wurde.

Der 25. Juli 1838 war nicht allein für Ustron, sondern auch für das ganze Weichselthal und einen großen Theil Schlesiens ein wahrer Fest- und Feiertag, obgleich er nicht auf einen Sonntag fiel. Es war der Weihetag dieser neuerbauten schmucken Kirche. Sie schweben mir noch vor den Augen, die von den Bergen und allen Straßen und Wegen herbeiströmenden Schaaren aus Stadt und Land. Unter der Volksmenge auch Honoratoren, Beamte, Geistliche, Lehrer, Militairs, der Obrist mit seinem Offiziercorps und der Regimentscapelle aus Teschen, neben den Oesterreichern auch Preußen von Ober- und Niederschlesien. Es war ein

seltenes Kirchenfest mit manchen weltlichen Elementen verquickt. Senior Schimko hielt die polnische Weiherede, nach ihm betrat ich, der erste Redner, die neue Kanzel zur Abhaltung einer deutschen auf Verlangen in Druck gelegten Predigt. Die Kirche faßte die große Menge nicht; es wurden in der Kirche 3 und unter freiem Himmel andere 3 Predigten gehalten. Die zahlreiche Festtafel war an dem in reichem Blumenschmuck prangenden Garten errichtet, festliche Freude erfüllte die Herzen, und Ustrons um die Gemeinde und den Neubau vielverdienter Seelsorger Carl Kotschy feierte einen schönen Triumph. Aber auch jeder Theilnehmer kehrte vom Feste mit einem wohlthuenden Eindruck heim.

Ich machte nach wenigen Tagen mit meiner Frau und Schwiegermutter eine Reise nach Baiern. Das historisch berühmte Prag, das reizende Karlsbad, die ehemalige freie Reichsstadt Regensburg, München mit seinen Kunstschätzen und einzelnen prächtigen Kirchen boten viel Interessantes dar. Hier fügte es sich eigens, daß ich in glänzender Equipage, mit stattlichem Kutscher und Bedienten zum Präsidenten des Oberconsistoriums und seinen Rathen fuhr, um für die Ustroner Kirche durch allgemeine Landescollecte eine Unterstützung zu erwirken. Die unerwartete Ausrüstung, die allerdings zu meinem Vorhaben nicht paßte, verdankte ich an diesem regnerischen Vormittag der liebenswürdigen Besitzerin des Hotels, in welchem wir wohnten. Der Bittgang hatte zu meiner Freude überraschend günstigen Erfolg. Ustron erhielt nach einiger Zeit aus Baiern eine bedeutende Unterstützung von mehreren hundert Gulden, und die Gemeinde sendete mir zum Lohn einen blumenbekränzten Rehbock.

So war das Jahr unter lauter freundlichen Erinnerungen vergangen. Auch das folgende 1839 und die ersten Vierziger Jahre verliefen still ohne wesentliche Veränderungen im Allgemeinen und Besondern. Bis auf einen neuern unser Schulwesen betreffenden Wechsel, daß nämlich Freytag 1841 Bielitz verließ, als Pfarrer nach Bela in Ungarn überging und Eduard Zipser als Rector der Bielitzer evangelischen Schule zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Die Wahl war eine glückliche. Zipser erwies sich als ein mit reichen Kenntnissen ausgerüsteter Pädagog, als ein seinem Beruf sich ganz hingebender gewissenhafter, eifriger Schulmann, unter dessen eigener Arbeit und Leitung die Anstalt gedieh und der auch der Kirche als ordinirter Geistlicher vielfältig seine guten Dienste darbrachte.

Nachdem ich zur Bekämpfung eines Gichtleidens in den vorangehenden Jahren 1840 und 1841 das Bad Ungarisch-Teplitz gebraucht hatte, mußte ich auf ärztlichen Rath im Jahre 1843 mich einer Brunnenkur in Karlsbad unterziehen und hierauf durch 2 Wochen Bäder in Böhmisches-Teplitz nehmen. Wie überall, so war auch hier meine getreue Lebensgefährtin mir zur Seite. Nach vollendeter Cur reisten wir über Dresden, Leipzig, Breslau nach

Hause. In Dresden wohnte ich einer Landtagsſitzung bei und machte beim Rector der Kreuzſchule die Bekanntschaft mit dem Vater des Guſtav-Adolf-Vereins, dem General-Superintendenten Großmann. Während einer mehrſtündigen Beſprechung über die proteſtantiſchen Angelegenheiten Deſterreichs hatte dieſer theuere Mann für mich ſowie ich für ihn das lebendigſte Intereſſe. Ihm wäre viel daran gelegen geweſen, wenn ich mich bei der erſten Guſtav-Adolf-Verſammlung in Frankfurt a. M. eingefunden hätte. Mir bleibt der Mann von ſo edlem, gediegenem Gepräge in freundlichſter Erinnerung. Nicht minder erfreulich war für mich der Breslauer Umgang mit Probt Krauſe, den Profeſſoren Suckow und Rhode, nebt meinen Jugendfreunden Gebrüder Voß.

Die Jahre 1844 und 1845 ſchloſſen eine friedliche im Gegenhalt zu den nachfolgenden glückliche Zeit ab.

Im Jahre 1845 wurden in allen evangeliſchen Gemeinden Schleiſiens ſogenannte Mäßigkeitsvereine in der Abſicht gegründet, um den immer mehr einreißen den Verwüſtungen der Branntweinpeſt in unſerm Volksleben einen ſchützenden Damm aufzurichten.

Die katholiſche Kirche war nach dieſer Richtung noch durchgreifender vorangegangen, indem ſie von ihren Gliedern verlangte, den Genuß dieſes Getränkes abzuschwören, während die evangeliſche Kirche Diejenigen, die dem Vereine freiwillig beitraten, zur Mäßigkeit und Enthaltſamkeit durch Mund, Handſchlag und Eintragung in ein eigenes, dazu angelegtes Ehrenbuch verpflichtete.

Die guten Früchte dieſes Unternehmens zeigten ſich in erfreulicher Weiſe im öffentlichen, Berufs-, im ehelichen und häuslichen Leben. Allein, die ſchöne hoffnungsreiche Ausſaat mit ihren vielverheißen den Erfolgen wurde größtentheils durch die brauſende Sturmfluth des Jahres 1848 hinweggeſchwemmt; ja es trat wohl auch oft ein, daß, wo bei Einem der unſaubere Geiſt ausgefahren, wieder zurückkehrte, es mit demſelben Menſchen ſchlimmer wurde, denn zuvor.

Die dämoniſchen Kräfte, die im Branntwein verborgen liegen, richten noch gegenwärtig fort und fort die traurigſten Verheerungen an, und wenn ſie ihre Opfer ſogar im weiblichen Geſchlecht unter Müttern und Großmüttern abfordern, dann muß Jeder, dem die Wohlfahrt unſeres Geſchlechtes am Herzen liegt, ausrufen: Mich jammert des Volkes! Möge dieſer Ausruf zur kräftigen That antreiben; mögen ſich in Stadt und Land alle Wackern vereinen, dem immer mehr einbrechenden Verderben zu wehren; mögen unſere Schulen ein neues Geſchlecht heranbilden, das für Betteſeres und Edleres gewonnen, moraliſch gekräftigt, ſelbſt Widerſtand leiſtet und den Stätten, wie ſehr ſie ſich noch immer mehren mögen, aus dem Wege geht, in denen jene unſauberen Geiſter ihr Weſen treiben.

Nun brachen trübe Tage harter Prüfung und Heimsuchung ein, Unruhe, Mißwachs, Theuerung, Niedergang des Geschäfts- und Erwerbslebens, Krankheit, Tod, Tosen und Stürmen der Völker auf der Schauplätzen der Welt.

Im Februar 1846 wurden die Bewohner unserer beiden Schwesterstädte durch den in Galizien ausgebrochenen Bauernaufstand und die daran sich knüpfenden bedrohlichen Gerüchte aufgeschreckt. Die aus Galizien Flüchtenden bewegten auch Einzelne aus unsern Kreisen zur Flucht. Ueberall ängstliche Bewegung, ausgestellte Wachen, sogar schwache Vorbereitungen zur Abwehr. Da rückten einige Regimenter Infanterie und Cavallerie in's Land und die an einzelnen Orten sogar blutig auftretende Emeute war bald gedämpft und beendet.

Das war nur ein ernstes Vorspiel für die Zeit schwerer Drangsal die nun anbrach. Mit Angst und Schrecken weniger Tage und Nächte war es hier abgethan, jetzt kehrte längere Prüfung und Heimsuchung in unsern Kreisen ein.

Das Jahr 1847 schüttete eine gar bittere Schale mannigfaltigen Ungemachs über unsere Gegend und ihre Bewohner aus. Unser schlesisches Manna, die Kartoffel, war einem geheimnißvollen Verderben preisgegeben, die Getreide-Ernte war nur spärlich ausgefallen, Geschäfte, Handel und Verkehr stockten, die Quellen des Erwerbs und Verdienstes versiegten, Elend und Noth zog durch das Land, abgekehrte, bettelnde Schaaren sah man auf Wegen und Straßen, der Hungertyphus forderte seine Opfer. In ernster Gestalt begann das Jahr seinen Lauf, an viel Traurigem und Gebeugtem führte es vorüber und hinterließ einen zerrütteten Wohlstand, verarmte Familien, gesunkenes häusliches Glück, verwaiste Kinder, eine mit Sorge und Kummer beladene Menschheit. Noth lehrt beten. Herr, wenn Trübsal da ist, dann suchet man Dich. So zeigte sich's auch in unsern Kreisen beim herannahenden Weihnachtsfest. Leuchtete damals kein Christbaum der Freude in den dunklen Kammern der Armuth, so verlangte man um so mehr nach einer Freude im Herrn, nach einer heiligen Feier am Christabend. Eine bedeutende Anzahl von Gemeindegliedern kam bittlich um Wiedereinführung derselben ein. Ihre Bitte wurde erfüllt, und ich hielt nach 40 Jahren, während welcher Zeit sie nicht stattfand, zum ersten Mal nach so langer Unterbrechung die Christabendfeier in unserm geschmückten, in hellem Lichtglanz strahlenden Gotteshause. Aus Anlaß derselben widmete unser frommer ehrenwerther Mitbürger Benjamin Raschke der Kirche den großen im Mittelschiff herabhängenden Luster (Kronleuchter) und die ehrsame Tuchmachergesellen-Bruderschaft den kleinern dem Altar zunächst befindlichen. Beide und die vielen entzündeten Kerzen und Lampen ergossen ihr Freudenlicht über die in der Kirche versammelten gedrängten

Schaaren. Wahrlich — es schwebt mir Alles noch in lebhafter Erinnerung vor der Seele — das war eine erhabende, andächtige Feier, jene Christabendfeier 1847, der seit jener Zeit in ununterbrochener Reihe andere folgten.

Zimmer noch war es trübe um uns her, keine freundliche Aussicht, die alten Lasten, die frühere Sorge, die Wanderer immer noch gebeugt und dem Verzagen nahe, als das Jahr 1848 seine Pforten öffnete. Niemand konnte noch an seinem ersten Morgen an seinem Antlitz lesen, was in seinem Schooß verborgen lag. Aber kaum war seine Schwelle überschritten, als Großes und Wichtiges im Sturmesbrausen losbrach und Europa's Staaten und Völker in die gewaltigste Aufregung versetzten. Gleich von Anfang und im weitem Verlauf bis zum Schluß desselben reiheten sich denkwürdige Tage aneinander, die Ueberraschendes, Wichtiges herbeiführten, eine neue Aera inauguirten. Paris hatte seine Februar-, Wien seine März-, Mai-, October- und Decembertage. In der Mitte des ganzen Jahrhunderts steht das Jahr 1848 als ein wichtiger Mark- und Denkstein da, zwischen Absolutismus und Verfassungsleben. Ein Strom der Freiheit zog durch die Staaten und Völker, neben Edlem, Herrlichem, auch unreine Elemente mit sich führend, berauschend, die Leidenschaften aufregend, in wilden Ausbrüchen sich hie und da kund thüend. Meine Absicht kann es nicht sein, die überreiche Geschichte jenes Jahres, wie sie eingehend in vielen Schriften verzeichnet ist und den gegenwärtigen Zeitgenossen noch in der Erinnerung lebt, auch nur in den Hauptereignissen zu wiederholen. Die mitlebende Welt ist selbst Zeuge Alles dessen gewesen, was sich zugetragen, hat es selbst wahrnehmen können, daß der gebändigten Revolution die Reaction, den Stürmen die Ruhe, sogar die Ruhe eines Kirchhofs am Fuße folgte. Ich will nur erzählen, was meine Person betrifft und wobei ich als Abgeordneter des ersten österreichischen Reichstags theilhaftig gewesen bin.

Es ist nicht ohne alles Interesse und trägt zur Illustrirung des damaligen Zeitpunkts bei, wenn ich erwähne, wie es sich fügte, daß die Wahl zu der gedachten politischen Mission auf mich fiel.

Hatte die Wahl für das Frankfurter Parlament große Bewegung und Agitation hervorgerufen, so war die für den ersten österreichischen Reichstag in Wien nicht geringer, vielmehr an aufregenden Elementen noch reicher. Von dorthier sollte Erlösung, Befreiung, ein goldenes Zeitalter kommen, wie es sich die überspannten Geister ausmalten und durch Wort und Schrift dem Volke darstellten. Stadt und Land, Vereine und Gemeinden bis zur niedrigsten Dorfhütte waren politisch angeweht. Jeder wollte irgend eine Last von den Schultern schütteln, Jeder an den allgemeinen Errungenschaften seinen Antheil haben. Wie in Schiller's Thei-

lung der Erde kamen Alle auf jenen Ruf herbei, Niemand wollte sich mit dem: „Willst Du in meinem Himmel mit mir wohnen“ begnügen, sondern etwas Reales, ein Erdengut in Besitz nehmen.

Wer konnte es den bisher noch unter manchem Druck lebenden Protestanten Oesterreichs verargen, wenn sie auf die Zeichen der Zeit merkend, diese für ihr eigenes Interesse benutzten. Wie überall, so thaten das auch die schles. evangel. Gemeinden, und lag ihnen zunächst daran, einen Vertreter ihrer Rechte, einen Genossen ihres Glaubens und ihrer Gesinnung im Reichstag zu haben. Da trat kurz vor den Wahlen eine Pastoral-Conferenz unter dem Vorsitz des Superintendenten Lumnitzer in Teschen zusammen, um darüber zu berathen, in welchem Wahlkreise Schlesiens ein evangelischer Geistlicher durchzusetzen wäre. Bielitz oder Teschen boten dazu eine Möglichkeit. Woran ich nicht dachte, geschweige denn es zu erstreben suchte, geschah. Die Conferenz entschied für Bielitz und für mich. Sie drang trotz meines Sträubens darauf, daß ich am Wahlplatze als Candidat aufträte, indem die zumest evangelischen Landgemeinden für mich gestimmt seien. Am Pfingstbientag fand die Wahl auf der Bielitzer Schießstätte statt. Sie verlief nicht so ruhig wie jene für Frankfurt, war vielmehr eine viel bewegte und aufgeregte. Es sei mir gestattet, den Vorgang, bei dem es sich um meine Person handelte, eingehender darzustellen und meinen Zeitgenossen diesen interessanten Wahltag in ihrer Erinnerung aufzufrischen. Ich ging zur anberaumten Stunde nach dem Wahlplatze. Am Wege dahin holte ich den Weichsler Pastor Michael Kupferschmid ein. Warum so traurig? fragte ich. Bin allerdings ganz verstimmt, bin irre am Volk, auch an meiner Gemeinde, war die Antwort. Totaler Umschwung bei unserer Landbevölkerung, seit die Parole von der Aula herabgekommen: Wählt keinen Beamten, keinen Geistlichen, wählt einen Bauer aus eigener Mitte! An Ort und Stelle angelangt fand ich allerdings bei der ländlichen Wählerschaft, mehr noch bei den Polen als bei den Deutschen, eine so auffallende Veränderung in Haltung und Benehmen, die gleich im ersten Augenblick mich stutzig machte. Selbst die evangelischen Bauern, sonst gewohnt, ihren Geistlichen die Hand zu küssen, sahen vornehm auf mich herab von dem stolzen Bewußtsein getragen: Heute werden wir entscheiden; in unserer Hand liegt die Sache — als wollten sie mir sagen: Auch Du hast Dich umsonst her bemüht.

Die Wahlcommission unter Vorsitz des Fürsten Sulkobsky, geleitet von dem Beamten Schöffler, trat zusammen, die Candidaten wurden aufgerufen. Ich trat zuerst vor. Ich war nämlich ersucht worden, ein versiegeltes Packet Schriften von dem damaligen k. k. Ministerialrath Pratohevera, der sich darin um die Stelle eines Abgeordneten bewarb, der Commission zu übergeben. Sogleich erhoben sich Stimmen: Das Packet

von einem Beamten kommend unerbroschen zurücksenden, soll nicht gelesen werden, wollen nichts hören. Die erste Candidatur war so ohne alle Widerrede in wenigen Augenblicken abgethan. Nun kam die Reihe an mich. Eingedenk meines Versprechens meldete ich mich als Candidat an, in der Voraussicht, daß mich, den Geistlichen, dasselbe Loos wie den Beamten erwarte. Doch fand ich mehr Gnade. Man wollte mich hören. Ich hielt meine Candidatenrede deutsch und polnisch ohne Störung, ja es klangen sogar einzelne Bravo's durch. Nach mir trat der von Stadt Bielitz aufgestellte Candidat Gustav Fritsche auf. Seine deutsche Rede wurde von einem kundigen Polen sofort polnisch mitgetheilt, ohne irgend einen Eindruck zurückzulassen. Hierauf kündigte sich der dritte Candidat Postmeister Habel aus Skotschau an. Das war der Mann, welcher nach den seinerseits vorausgegangenen energischen Bestrebungen die meiste Aussicht zu haben schien, sein Ziel zu erreichen. Hatte er ja doch Alles d'ran gesetzt, um Stadt und Land für sich zu gewinnen. Der sonst geachtete, wissenschaftlich gebildete, als Sonderling und Cyniker bekannte Mann erschien am Wahlplatz in Haltung und Anzug, den Calabreser am Kopfe, einem akademischen Legionär gleich. — Das war für die Stadt und ihre Intelligenz berechnet. Die Landbevölkerung war durch manche Versprechungen geködert, zu welchen auch das gehörte, daß er sich erbot, einen kontrollirenden Bauer auf seine Kosten in Wien auszuhalten. Alle seine Anstrengungen verdarb seine Rede, in welcher er entschiedenes Fiasco machte. Inzwischen hatte sich in der Wählerschaft ein anderes als das ursprüngliche Bild ausgeprägt; die Zahl Derer, die für einen Bauer stimmten, minderte sich, indem jenes mot d'ordre bei der deutschen Landbevölkerung nicht so verfiel, zudem in Voraussicht, daß Fritsche nicht durchzusetzen sei, Bielitz sich mir zuwendete.

Die Stimmen wurden abgegeben, das Scrutinium wurde vorgenommen, die Wahl schwankte zwischen Habel und mir, zuletzt kam ich mit geringer Majorität als Gewählter heraus. Fritsche hatte nur die einzige Stimme von mir. Es war geschehen, was ich nie erwartete. Das Wahleresultat war mir unter den gegebenen Verhältnissen kein erfreuliches. Ich wurde gefragt, ob ich den Mann, den ein Theil der polnischen Landleute erwählt, als meinen Controleur auf meine Kosten nach Wien mitnehmen wolle? Meine Antwort war ein entschiedenes „Nein.“ Da geriethen die schon erhitzten Gemüther in eine tumultuarische Aufregung, in Schelten und Toben. Einige Augenblicke stand ich überlegend da, dann rief ich in die lärmende Menge mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft: man möge mir zu einer wichtigen Mittheilung eine Minute Ruhe gönnen. Sogleich wurde es stille; alle Blicke waren gespannt auf mich gerichtet, als ich in folgende Worte ausbrach: Bei einer so wichtigen Wahl, wie die gegenwärtige, ist nach meiner Ueberzeugung das Vertrauen die Hauptsache; nun

sehe ich, daß Ihr zu mir ein solch' Vertrauen nicht habt, darum nehme ich die auf mich gefallene Wahl nicht an, trete zurück, wählt einen andern Abgeordneten! Sprach's, wendete mich und ging davon. —

Ich begab mich in das Speisezimmer, um etwas zu genießen. Bald darauf wurde ich, am Stuhl sitzend, von kräftigen Händen in den Saal getragen. Dort trat ein Greis, einen jungen Mann an der Hand, zu mir, mich anredend: Dieser ist Ihr Schüler, mit dem Lehrer verbunden soll er auf unsere Kosten nach Wien gehen, wir haben uns in Ihrer Person geeinigt — Sie sind der Mann, dem wir vertrauen. Alle stürmten auf mich ein, — ich ergab mich. Allein nun sollte erst die letzte Schlusscene zu dem bewegten Schauspiel folgen. Nachdem ich es entschieden abgelehnt, einen ländlichen Deputirten auf meine Kosten als gesetzwidrig auszuhalten, so sollten nach dem Willen Einzelner die Reise- und Bekehrungsgelder für den schon bestimmten Mann von den Landgemeinden aufgebracht werden. Die meisten derselben wollten davon nichts wissen. Da brach in den von wilder Leidenschaft Erhitzten ein Sturm los, der vor der Wahlcommission in rohen Drohungen ausartete. Mich überwallte nun auch das heißere Blut — ich resignirte zum zweiten Mal und eilte nach Hause. Eine Deputation, in welcher der ärgste Stürmer sich befand, zog mir bald nach, bestürmte mich mit Bitten und Vorstellungen, erklärend, wenn ich nicht zurückkehre, vermittelnd eintrete, so seien unangenehme, wohl gar arge Ausschreitungen zu befürchten. Das wollte ich vermeiden, ich kehrte mit der Deputation nach längerem Sträuben endlich doch zurück — am Wahlplatz wurde ich freudig empfangen, mir und der Commission zugerufen: Wir vereinigen uns Alle in dem Gewählten, er erscheint einstimmig durch Acclamation gewählt, es bedarf keiner Neuwahl, keines Scrutiniums. Der Leiter der Wahlverhandlung gab nach. Der aufbrausende Sturm nahm ein friedlich Ende. Und dennoch folgte der Wahl ein durch die Nachgiebigkeit des Wahlcommissärs veranlaßter Protest, der sich fortschleppte, bis er, wie sich zeigen wird, Mitte September zum Abschluß gelangte.

Im Bewußtsein, daß sich alle Stimmen schließlich in meiner Person vereinigt hatten, demohngeachtet, ohne mein Wissen, ein beanstandeter Reichstags-Abgeordneter, kam ich am Johannistage in Wien an. Gleich mein erster Eintritt erinnerte mich an die Worte aus einer Leopoldstädter Oper: „Es schaut ganz verändert aus, man kennt's nimmer mehr.“ So stellte sich mir Wien damals vor meinen Blicken dar. Mit kurzen Worten eine neue Welt von einander verdrängenden Erscheinungen, unter denen die Aula und der Sicherheitsauschuß, die Rückkehr des Kaisers und der kaiserlichen Familie aus Innsbruck, der Empfang in der Stefanskirche und in Schönbrunn, der vor Sr. Majestät und dem Reichstag vorbeidefilirende

Zug der Tausenden von Nationalgardien und Legionären, die Einholung des Erzherzogs Johann als Reichsverweser u. a. m. besonders hervortraten.

Während dieses bunten Wogens der mancherlei Schauspiele in der Außenwelt arbeitete der Reichstag an seiner Geschäftsordnung. Dieses parlamentarisch wichtige und schwierige Werk erfuhr eine Unterbrechung durch den eingebrachten Antrag bezüglich Robott- und Unterthänigkeits-Aufhebung. Es kostete große Anstrengung, den Antrag nur auf die Tagesordnung zu bringen; und als das gelang, eröffnete sich ein Kampfplatz, auf welchem „Für und Wider“ heiß gestritten wurde. Der Antragsteller Rudlich begründete seinen Antrag und der zweite nach ihm trat ich dafür auf.

Es war das meine erste parlamentarische, meine Jungferrede. Erfüllt von dem drückenden Loos der Landbevölkerung, deren Vertreter ich war, sprach ich ein warmes Wort für sie, und dieses hatte einen weit über meine Erwartung hinausgehenden Erfolg, der auf meine Stellung, ja sogar auf mein beanstandetes Verbleiben im Reichstag von bedeutendem Einfluß war. Denn gegen meine Wahl war Protest eingelegt, der, wie mir der an der Spitze stehende confuse Führer des Protestes in späterer Zeit nach Wien schrieb, nicht mir, sondern dem Wahlcommissär galt. Der Ausschuß des Reichstags für beanstandete Wahlen, zu welchem einige mir befreundete Glieder gehörten, fand diesen Protest so verwickelt, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als zu beantragen: entweder mit einem der Wähler, der seine Stimme nicht persönlich abgegeben hatte, erst noch ein Protokoll aufzunehmen, oder die Wahl für ungültig zu erklären. Der damalige Präsident Strohbach brachte den Antrag zur Debatte. Einige Augenblicke vergingen, ohne daß sich Jemand meldete. Da bat ich um's Wort und sprach etwa Folgendes: Ich bedauere, daß ich mich genöthigt sehe, in meiner eigenen Sache das Wort zu ergreifen. Der in Verhandlung stehende Protest, der zunächst gegen das uncorrecte Verfahren des Wahlcommissärs gerichtet ist, trifft mich. Bei allem dem, was sich am Vielziger Wahlplatz zutrug, hätte allerdings eine neue Wahl vorgenommen werden sollen, und wäre das geschehen, so wäre ich zu jener Zeit aus dieser, wenn nicht einstimmig, so doch mit überwiegender Majorität hervorgegangen. Es geschah aber nicht, und zwar auf großes Drängen und Bitten der Landleute, die, einige Meilen weit entfernt, zu der im Zuge befindlichen Heuernte heimeilten. Die Commission gab aus humaner Rücksicht und weil sie dieselbe Ueberzeugung hegte, welche ich ausgesprochen, nach. Wenn als ein gravirendes Moment angeführt wurde, daß ein geistliches Mitglied der Wahlcommission in sein umkreisetes manu proprio mit minutöser Kleinschrift die Worte non consentit (er stimmt nicht zu) einschwärzte, so weise ich darauf hin, daß die Hand, welche diese Feder führte, meine Hand beglückwünschend am Wahlplatz drückte, und kann ich

daher jene Feder nur für eine jesuitische Feder erklären. Der Grund zu diesem Protest lag aber noch tiefer.

Hohes Haus! Man hat protestirt, weil ich Protestant bin, man hat protestirt, weil ich der Einzige bin, welcher die Ehre hat, in dieser hohen Versammlung die Rechte meiner bedrängten Kirche zu vertreten!

Lautes, vollstimmiges Bravo erscholl von allen Seiten.

Der Präsident forderte nochmals zum Worte auf. Gubernialrath Pretis aus Roveredo und Abgeordneter Borosch erhoben sich, traten für mich mit aller Wärme ein, bezogen sich auf meine erwähnte Jungfernrede, die vom ganzen Hause so beifällig aufgenommen worden, und beantragten kräftig mein Verbleiben im Reichstag ohne alle weiteren Maßnahmen. Da sich Niemand mehr zum Worte meldete, brachte der Präsident den Antrag zur Abstimmung und das ganze Haus erhob sich wie ein Mann dafür. Ich hatte einen parlamentarischen Sieg errungen, zu welchem mir am Schluß der Sitzung, der auch einzelne Vielkizer bewohnten, ein Gesandter einer auswärtigen Macht herzlich gratulirte.

Meine Rede, in's Polnische übertragen, machte unter der schlesischen Landbevölkerung große Sensation und rief eine Dank- und Vertrauens-Adresse hervor, die durch eine Deputation überbracht, mir vom Präsidenten in öffentlicher Sitzung übergeben wurde.

Das war die Zeit des ersten glücklichen Anflugs, die den noch ungewohnten Parlamentarier ermuthigte und kräftigte für die ersten Tage, die bereits im Anzuge waren.

Vor dem vollen Anbruch derselben war Wien eines Septemberabends erst noch von Jubel erfüllt und vom Lichtglanz eines großartigen Fackelzugs umleuchtet. Es waren nämlich viele tausend Landleute aus allen Provinzen Oesterreichs herbeigekommen, um den Abgeordneten, die für Befreiung von Robott und Unterthänigkeit gesprochen, dem Volksmann Kudlich an der Spitze, eine glänzende Ovation darzubringen. Auch Schlesier waren dabei. Das wurde benützt, um mich, trotz alles Sträubens, mit einzelnen Andern zum Sprecher an die versammelten Schaaren zu gewinnen. Beim Neigen des Tages nahte der Zug in Nationaltracht, von Tausenau angeführt, und stellte sich die imposante Menge Kopf an Kopf am Mehlmarkt und in den ausmündenden Straßen, mit seinem Centrum vor dem Hotel Munsch auf, wo wir Sprecher auf der Gallerie des ersten Stockes standen. Tausenau richtete das Wort an uns, Kudlich antwortete, hielt seine Ansprache an die Versammlung, ich sprach nach ihm und dann die Uebrigen. Ohne alle Störung, in bester Ordnung lief Alles ab.

Die gehaltenen Reden, auch die meine, erschienen im Druck. Ich bemerkte hiebei, daß in dem gegenwärtigen Fall mein Princip, außer dem Abgeordnetenhause keine politische Rede zu halten, durchbrochen war, daß

ich aber auch zu solcher Zeit, in der die Wogen hochgingen, und auf solchem Platz, wo man so leicht von der Strömung fortgerissen wird, Besonnenheit und Mäßigung mir zum Gesetz machte. Der einfache Inhalt meiner Rede war: Begrüßung, Dank, Mahnung sich der Freiheit würdig zu beweisen.

Wenn seit dem freundlichen Morgenroth der Märztage, es schon im Mai zu stürmen begann und auch in den darauf folgenden Monden ein brausender Strom nicht in seinem Bette zurückgehalten werden konnte, so war doch alles das Vorangegangene nur erst ein Vorspiel zu den nachfolgenden Ausbrüchen und erschütternden Scenen eines 6. Octobers. Fürwahr ein furchtbarer, grauenvoller Schreckenstag, an welchem vor den Thoren Wiens, draußen am Labor die entfesselte Revolution losbrach, in wilden, unbändigen Kotten sich einer Sturmfluth gleich in die Straßen der Stadt hineinwälzte, wo am Stefansplatz Bürger gegen Bürger kämpften, und eine am Hofe verübte schauervolle That, die Ermordung des Kriegsministers Latour, dem Tage das revolutionäre Siegel aufdrückte.

Ich enthalte mich zu schildern und auszumalen, woran ich nur mit Entsetzen denken kann, obgleich das Gräßlichste meinen Augen verborgen blieb, weil ich's nicht über mich gewann, es selbst zu schauen.

Dennoch tritt Einzelnes in meine Erinnerung, was dem Tage angehört und der Mittheilung nicht ganz unwerth erscheint.

Es war am Morgen des 6. October, wo ich in unserm Lesesaal, dem kleinen Redoutensaal an der Seite mehrerer Collegen, mit Lesen und Schreiben beschäftigt, saß, als der Abgeordnete Lehner an unsern Tisch trat und in größter Aufregung uns zurief: Ist das, ihr Abgeordneten Oesterreichs, zur Stunde euer Platz, wo draußen der Aufruhr tobt? Es muß etwas von uns geschehen. Zuvor an's Ministerium, dann gestrebt, daß eine Reichstagsitzung zu Stande kommt, die heute grade fehlte.

Eine Deputation, zu der auch ich gehörte, begab sich in's Kriegsgebäude, wo der Ministerrath beisammen war. Wir traten ein, verlangten Aufschluß über das Ereigniß und drangen auf eine Reichstagsitzung. Kriegsminister Latour erwiderte, es sei eine bloße Disciplinarsache, die bald beigelegt wird. Beim Ausgang eilte ein Adjutant, mit Staub und Schweiß bedeckt, herbei, erklärte auf unsere Frage, ein General sei getroffen und gefallen, es stehe schlecht. Eine wüthende Menge folgt nach. Wir finden den Präsidenten, nöthigen ihn zu einer Sitzung, in geringer Zahl sammeln wir uns. Der Präsident Strohbach hat kaum auf seinem Stuhl Platz genommen, als ein Abgeordneter ausruft: Ich erkläre diesen Präsidenten in Anklagestand, — worauf er schier zusammensinkend den Saal verläßt zum Nichtwiedersehen. Smolka übernimmt interimistisch das Präsidium. Wir sind die Nacht hindurch in Permanenz, während das kaiserliche Zeughaus, in welches die Nationalgarde des Schottenviertels die Zuflucht

genommen, bombardirt und geplündert wird. Als ich nach schlafloser Nacht am andern Morgen über Glasplitter zertrümmerter Fensterscheiben nach meiner Wohnung ging, begegneten mir Straßenjungen und Proletarier, die werthvolle, alterthümliche Waffen frei und offen herumtrugen.

Die Nachzügler der angeführten Katastrophe zogen sich den ganzen October hindurch. Barrikaden, Kanonaden, Alarmrufe, Sturmgeläute, Ovationen und Ragenmusiken, Volksauf- und Auseinanderläufe; das Alles war an der Tagesordnung, das war nahezu täglich Brod, welches den gewohnten Berufs- und Geschäftsgang kaum mehr sonderlich störte. Die Bevölkerung sah sich den Schreiern und Unruhestiftern von Profession oft preisgegeben, wiederholt von ihnen bethört und hintergangen, so daß man nicht mehr traute und das Stürmen vorübergehen ließ. Wir Abgeordneten hatten Ordre, bei Alarm und Sturm läuten, selbst bei Nacht im Abgeordnetenhaus uns einzufinden. Ich habe mehrere Male den Weg dahin in der Mitternachtsstunde gemacht, und war nahe daran, zum Barrikadenbau gepreßt zu werden. Gewiß, durchaus nicht beneidenswerth war in jenen Tagen das Loos eines Volksvertreters. Wenn er, wie ich, Theolog und Pastor ist, so mußte unwillkürlich die Pfingstfrage auf seine Lippen treten: Was will das werden, wie soll das enden?

Das Ende nahte, es schritt schnell herbei. Alle Anzeichen deuteten darauf hin. Unter diesen der an manchen Abenden von den Flammen der in Brand geschossenen Gebäude geröthete Himmel und der sich immer enger um die Stadt zusammenziehende eiserne Gürtel, der am Abend eines schwülen Tages die Thore Wiens sprengte und seine mächtigen Heeressäulen hineinsendete.

Am 31. October war Wien von den kaiserlichen Truppen unter Windischgrätz und Jelacic eingenommen; die trotz des tollsten Treibens einer fanatisirten Volksmenge in den letzten Zügen liegende Revolution war übermannt und gebändigt. Nun plötzlicher Wechsel, total veränderter Schauplatz.

Ich war Zeuge davon, und wird mir dieser Tag in lebendigem Andenken bleiben und sein Erlebniß nie aus meiner Erinnerung schwinden. Denn während die kaiserliche Burg beschossen wurde und der eine Theil am Josefsplatz mit dem Thurm der Augustinerkirche brannte, war ich zwischen Feuerflammen und Kanonenkugeln in einer der Reichstags-Localitäten eingeschlossen, keine Ausflucht möglich und ich den bangen Gedanken hingegeben, als sei mein Ende gekommen und ich würde die Vaterstadt mit den Meinen nicht wiedersehen. Da änderte sich plötzlich die Situation, ein Regiment Kroaten rückte auf den Josefsplatz, die Kanonade verstummte, das Feuer wurde gelöscht, ein gefürchteter Straßenkampf brach nicht aus, die ungarischen Truppen rückten von Schwechat nicht herbei, Todtenstille

in dem kurz vorher so aufgeregten Wien trotz des darin befindlichen Militärs; jeder Gefahr trotzend ging ich nach 9 Uhr Abends über den Michaelisplatz, Kohlmarkt, Graben und Stefansplatz durch ganze Colonnen der ermüdeten Truppen, ruhig und unangefochten nach meiner Wohnung.

Wien war nun für uns Abgeordnete gar unheimlich geworden, und dort unsers Bleibens nicht mehr. Ich zumal, der unter Denen war, die nicht ausgerissen, sondern bis zum letzten Strauß ausgeharrt haben, suchte nun je eher hinauszukommen. Das war zur Zeit nicht so leicht. Man mußte mit verschiedenen Passierscheinen gewappnet sein. Um mir einen solchen zu verschaffen, erbat ich mir in der Wachstube am Josefsplatz eine militärische Assistenz, damit ich zum damaligen Commandanten Wiens, General Gordon, gelangen könne. Ohne Anstand wurden mir dem Abgeordneten 2 Mann Militär zur Begleitung gegeben. Am Eingang zum Schweizerhof wurde ich von einem der sogenannten Stabergarde mit den Worten abgewiesen: Wenn selbst Gott Vater vom Himmel in Civil kommt, wird nicht eingelassen. Ich erwähne das, weil es das damals allein herrschende Regiment kennzeichnet.

Nach Darstellung so mancher ernster, erschütternder Ereignisse kann ich es mir nicht versagen einer freundlichen Zusammenkunft zu erwähnen, die deßhalb schon einiges Interesse darbietet, insofern sie zur Charakteristik eines hochgestellten Staatsmannes, des damaligen Finanz- und in jenen Tagen alleinigen österreichischen Ministers Philipp Kraus, beiträgt.

Es war an einem der letzten Octobertage, wo ich in seinem Ministerium in der Himmelfortstraße erschien, um ihm eine Petition befürwortend zu übergeben.

Se. Excellenz hielt mich mit den Fragen zurück: Sie sind ein Schlesier, kennen Sie Johannes Ronge, den modernen Luther und Reformator, haben Sie ihn je gehört, was halten Sie von ihm und seiner Sache? Ich erklärte: Den Mann kenne ich nicht von Person, habe ihn nie gehört, er ist mir nur aus einzelnen seiner Schriften bekannt worden, welche aber hinter der unter seinem Namen herausgegebenen über den Rock zu Trier bedeutend zurückstehen, bin weit entfernt ihn für einen modernen Luther zu halten, dessen Schuhriemen zu lösen er nicht werth ist; zum Reformator fehlt ihm das rechte geistige Zeug, seine Sache ohne allen festen, sichern Grund verweht der Wind, seine Reform kann sich nie zu einer weltgeschichtlichen epochemachenden Reformation wie die Luthers gestalten. Der Minister, der solche Antwort aus dem Munde eines protestantischen Geistlichen nicht erwartet hatte, sagte hierauf: Da haben Sie mir ja aus der Seele gesprochen, in der Hauptsache, obgleich ich Katholik und Sie fester Lutheraner sind. Excellenz, erwiederte ich, ich bin Protestant und halte die Reformation Luthers nicht für ein vollendetes, sondern fort-

schreitendes Werk. Luther, den ich nicht als einen Heiligen abgöttisch verehere, steht doch vor mir als der muthige Glaubensheld, als der große Mann der Geschichte, als die starke deutsche Eiche, wie Börne ihn nennt. — Der Minister kam auf Luther zu sprechen und zeigte eine nicht gewöhnliche Kenntniß von Luthers Leben. Als ich im Laufe des Gesprächs bemerkte: in dem Luther, der damals Rom verließ, wäre schon eine große Veränderung vor sich gegangen, und ein anderer als der, welcher seinen Fuß in die heilige Stadt setzte, zog in sein Kloster zurück — da fiel mir Sr. Excellenz plötzlich in die Rede erwähnend: Da kann ich Ihnen das von einem gradezu gegentheiligen Fall, der mir erzählt worden, sagen; ein Katholik, der mit dem Gedanken sich getragen, Protestant zu werden, kommt nach Rom, sieht dort viel Unfug, zieht bei seiner Rückkehr den Schluß, wenn der Katholicismus mit diesem Allen noch bestehen kann, dann muß in ihm eine göttliche Kraft liegen; ich bleibe Katholik.

Unser Gespräch dauerte nahezu eine Stunde, während dessen wir uns durch einzelnen Kanonendonner nicht stören ließen. Ich erklärte am Schluß: Excellenz ich bewundere Ihre ausgedehnte Kenntniß der Reformationsgeschichte, die ich bei einem Staatsmann in Ihrer Stellung nicht hoch genug achten muß. Der Minister erwiderte: Meinen Sie, daß unser Einen nichts anderes als das, was zum Fach gehört, interessiert? Kommen Sie in meine Bibliothek, Sie werden dort unter andern auch Luthers Werke finden. Von dem Tage an konnte ich bei mancher spätern Veranlassung eine freundliche Zuneigung Sr. Excellenz gegen mich gewahren.

Am 3. November verließ ich Wien, kam den 4. in Bielitz an und begab mich am 14. d. M. an unsern neuen Reichstagsitz nach Kremsier.

Zur Stunde, als ich mich in den Postwagen einsetzen wollte, kamen noch einzelne, ängstliche Männer an mich heran, die mir von der Fahrt dahin abriethen, mir zusprachen zurückzubleiben, weil mir dort leicht Uebles widerfahren könnte. Bei mir konnte davon, abgesehen von allem Andern, schon darum keine Rede sein, weil ich eine bereits begonnene Sache energisch durchzuführen strebte. Fort also in Gottes Namen! war meine Losung, dem Luther und Worms vor der Seele schwebte.

Kremsier.

Dieses kleine mährische Landstädtchen mit dem Sitz eines Erzbischofs mochte nicht wenig überrascht sein, als es die Kunde von seiner Erwählung vernahm, eine große, ausgezeichnete Gesellschaft in seinen Mauern aufnehmen zu sollen und dadurch einen nie geahnten historischen Namen zu erhalten. Und doch war diese Wahl für den beabsichtigten wichtigen Zweck

ein glücklicher Griff. Entfernt von dem in Belagerungszustand versetzten Wien, in der Nähe von Olmütz, wo der Kaiser und sein Hof residirte, in der Mitte ein erzbischöflicher Pallast mit Nebengebäuden, geeignet zur Aufnahme einer Reichsversammlung, der Ministerien und ihrer Sectionen, war das der einzig passende Ort; ganz Oesterreich hätte für den Augenblick keinen gelegeneren bieten können.

Unser Ordner Jelinek besaß das ausgeprägte Talent und Geschick, die rechten Kräfte herbeizuziehen und zu leiten, um in möglichst kurzer Zeit aus dem erzbischöflichen Saal einen Reichstagsaal zu improvisiren. Auch die Bewohner des Städtchens fanden sich bald in die neue Lage, sahen sie mit richtigem Blick an als ein Feld, zu schneiden und zu ernten. Zudem war der Spätherbst jenes Jahres bis Weihnachten ein absonderlich milder und freundlicher. Das Haus ging mit freudigem Muth an seine Arbeit.

Außer meiner thätigen Theilnahme an derselben hatte ich gleich nach Eintritt in meine politische Mission eine Angelegenheit zur Besorgung und Ausführung übernommen, welche die evangelische Kirche Oesterreichs, ihre Stellung zum Staat und der andern Kirche gegenüber betraf.

Die wichtige Sache ist es werth, den Gang, den sie genommen darzustellen und deßhalb noch Rückblicke auf die verflossenen Monate zu thun. Anfang August 1848 hatten sich einzelne protestantische Männer geistlichen und weltlichen Standes in Wien zu dem Zwecke vereint, um im Interesse der evangelischen Kirche und ihres guten Rechts gewisse gesetzliche Bestimmungen festzustellen, die schon gegenwärtig noch vor der verfassungsmäßigen Ausführung zur Geltung kommen und die drückendsten Lasten und schreiendsten Uebelstände beheben sollten.

Diese Bestimmungen, unter dem Namen eines provisorischen Gesetzes bekannt, wurden beim Ministerium des Innern mit dem Ansuchen eingebracht, sie der Allerhöchsten Sanction anzuempfehlen.

Ich erhielt den Auftrag, die Sache durch thätige Verwendung zu betreiben. Daran ließ ich es nicht fehlen. Ich griff die Angelegenheit mit allem energischen Eifer an und überzeugte mich bald, wie nöthig, wie unerläßlich das war, wie ohne kräftiges Eintreten die ganze Sache in ihren Windeln liegen geblieben wäre. Nein, es war hier nicht mit einer noch so ausgezeichneten juristischen Kraft, nicht mit einem scharfen Denker Mühsfeld, einem feurigen Giskra, sondern mit einem Manne gethan, der der Sache mit ganzem Herzen hingegeben war, der das warum es sich hier handelt selbst erfahren und durchfühlt hat.

Es kam dabei nicht etwa nur darauf an, um je bisweilen beim Ministerium eine schüchterne Anfrage zu thun, sondern es handelte sich

vielmehr darum, auseinanderzusetzen, aufzuklären, Beweise und Thatfachen zu liefern, einzelne Vorfälle und Ziffern reden zu lassen.

Der Minister des Innern, an den ich mich zunächst gewendet, war Baron Doblhof, ein liebens-, verehrungswürdiger Mann, dessen mehr ängstliches Wesen ein entschieden kräftiges Auftreten leider vermissen ließ.

Es war begreiflich, daß ihm zu jener Zeit, wo so viele andere Dinge ihn in Anspruch nahmen, meine Sache als eine höchst ungelegene erschien, was mich um so mehr antrieb sie nicht aus der Hand zu lassen.

Ich erwähne unter einzelnen Besprechungen mit Doblhof nur die eine eingehendere Verhandlung, die auf seinem Bureau in Anwesenheit des damaligen Justizministers Bach und der beiden Sections-Chefs Mayer und Fischer vor sich ging. Doblhof richtete damals die Frage an mich: Wie hoch belauft sich wohl die Summe, die nach ohngefährer Berechnung die Evangelischen an die katholische Geistlichkeit aus Anlaß kirchlicher Functionen zu entrichten hätten? Meine Antwort lautete: Excellenz, das läßt sich selbst approximativ nicht berechnen, insofern hier nicht eine bestimmte Stola-Tag-Ordnung maßgebend ist, sondern vielmehr die nach der Individualität des katholischen Geistlichen unberechenbare Willkür zumeist entscheidet.

Die durch Thatfachen und Belege nachgewiesene Behauptung überraschte in hohem Grade. Das Resultat der Verhandlung war, daß diese Angelegenheit, zumal die der Leistung eines ungerechten Tributs dem Justizminister zur Erledigung zugewiesen wurde. Letzterer beschied mich auf sein Bureau, ließ sich von mir über einzelne Punkte informiren. In wenigen Tagen theilte er mir mit, seine günstige Erledigung sei von ihm dem Ministerium des Innern zugemittelt worden.

Dem war in der That so. Denn am 3. October kam Sections-Chef Cajetan Mayer und brachte mir zur Einsicht das ministerielle Gutachten über sämtliche 8 Punkte des provisorischen Gesetzes, das ebenfalls begünstigend lautete und dasselbe der Sanction Sr. Majestät des Kaisers empfahl. Sofort, erklärte schließlich der Sections-Chef, geht die Schrift in das geheime kaiserliche Cabinet ab.

Die auf eine wichtige Sache verwendete Mühe und Sorge war bis nun von gutem Erfolg begleitet. Ich fühlte mich beglückt, hocherfreut.

Doch die Freude war nur von kurzer Dauer. Der Schatz, um den ich geworben, war in die stürmischen Octobertage gefallen und in seinen Fluthen begraben, wie sich bald zeigen wird, untergegangen. Die immer schwieriger Arbeit mußte von Neuem begonnen werden.

Kremfier, das durchaus katholische Landstädtchen Mährens, sollte es sein, wo der verlorene Schatz wiedergefunden, der begrabene gehoben werden konnte.

Am 14. November dort angekommen war mein erster Gang zum Minister Graf Stadion, der nach Doblhof folgte. Von diesem auf's Freundlichste empfangen, trug ich ihm meine Sache vor und bat in dringend herzlichsten Worten um seine Vermittlung, welche, wie ich meinte, nach dem im Ministerium bekannten Gange und der bereits bis zu Sr. Majestät gelangten Angelegenheit, keine weitere Schwierigkeit, außer Erwirkung der Sanction des Kaisers, haben dürfte. Der Minister versprach das Seine zu thun und erklärte: Mir war bis nun Ihre Sache vollständig unbekannt, ich bitte Sie mich fernerhin darüber noch mehr zu orientiren, kommen Sie zu mir bei Tag oder Nacht. Solche, wie ich sie hinschreibe, von Sr. Excellenz ausgesprochene Worte waren wohl geeignet mich vollkommen zufrieden zu stellen. Hierauf suchte ich den in die Sache eingeweihten früheren Sections-Chef Mayer zu bewegen, dem Minister den Hergang der Sache auseinanderzusetzen. Der Mann piffte aus einem andern Loch, dem der Reaction. Unwillig wies er meine Bitte mit den Worten ab: Lassen Sie mich mit Ihren confessionellen Dingen in Ruhe, ich werde mich in diese Sachen nicht weiter mischen. So hieß es denn auch bei mir: Bist Du Gottes Sohn, so hilf Dir selber.

In den wiederholten Besprechungen mit Stadion nahm ich je länger, desto mehr wahr, wie seine warme Freundlichkeit sich abkühlte, wie ich ihm schließlich mit meinem Drängen und Bitten lästig wurde, so daß er einmal, als ich mit dem Präsidenten des Hauses bei ihm zusammentraf, sich auf mich zeigend äußerte: Das ist der Abgeordnete, der mich am meisten sekirt. Ich ließ mir das Alles gefallen und steuerte unentwegt meinem Ziele zu, ohne zu erwähnen, welche Ausflüchte zu durchkreuzen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Es vergingen mehrere Wochen, bis es mir gelang, den Minister zu bewegen, in das Meritorische der Sache einzugehen.

Endlich bestimmte Se. Excellenz selbst hiezu Tag und Stunde. Ich wurde in das Ministerial-Bureau beschieden. Der Minister trat, wie ich bald merkte, an mich nicht unvorbereitet heran. Die ersten 6 Punkte des provisorischen Gesetzes wurden einzeln durchsprachen, mit manchen Bemerkungen durchflochten, die ich zu widerlegen hatte; schließlich erklärte Se. Excellenz: Ich bin nur in der Lage, diese 6 Punkte der Sanction Sr. Majestät anzuempfehlen; die beiden Punkte 7 und 8, die über Eingehung von Mischehen und über Kindererziehung aus solchen handelten, müssen einer spätern Zeit, der Vereinbarung der Regierung mit dem heiligen Stuhl vorbehalten werden.

Als ich äußerte: Wie, von Rom, vom Papst soll den Protestanten Desterreichs ihr gutes Recht werden? Unmöglich! Dagegen spricht Geschichte und Erfahrung -- erwiederte der Minister; wir haben es gegen-

wärtig nicht mit dem Papst in Rom, sondern mit dem in Gaëta zu thun; unser Gesandter Moritz Esterhazy erhält Auftrag, die Sache sogleich in Fluß zu bringen. Hiemit genug, so schloß Se. Excellenz; entweder, Sie nehmen die 6 Punkte und ich erwirke die Allerhöchste Sanction, oder Sie bestehen auf allen 8 Punkten und die Angelegenheit nimmt den gewiesenen Gang. Ich gebe Ihnen eine Viertelstunde Zeit zu überlegen, dann bin ich wieder da, um Ihren Entschluß zu vernehmen — sprach's und ließ mich allein. Die mir gestellte Alternative, auf welche ich nicht gefaßt war, versetzte mich augenblicklich in schwierige, bedenkliche Lage. Ich sollte ja ein Votum abgeben, welches der ganzen evangelischen Kirche Oesterreichs galt. Der Minister stürmte auf mich ein, hatte es darauf abgesehen, eine Last von sich abzuschütteln und durch einen Auspruch, den er sicher von mir erwartete, die ganze Angelegenheit ad calendae graecas hinauszuschieben. Ich nahm all meine Kraft zusammen, ich that einen Blick in die damaligen Zeitverhältnisse, ich hörte auf die Stimme der Klugheit, die mir sagte: besser etwas, als gar nichts, und war bald mit mir eins und rasch entschieden.

Noch war die Viertelstunde nicht verflossen, da stand der Minister vor mir mit der Frage: Nun, haben Sie sich entschlossen?

Ja, Excellenz, antwortete ich, ich habe mit Gott berathen, und erkläre, in der Ueberzeugung, daß diese Erklärung im Sinne und Interesse der evangelischen Kirche Oesterreichs gelegen sei, daß ich die ersten 6 Punkte des provisorischen Gesetzes für gegenwärtig annehme und die beiden letzten 7 und 8 als offene Fragen für eine künftige Erledigung betrachtet wissen will.

Der Minister war auf diese Antwort nicht gefaßt, er vernahm meine Bitte, die Sanction zu betreiben, mit der Zusage das Seine thun zu wollen, und die wichtige Verhandlung war beendet.

Zu dieser Zeit war eine Deputation einiger evangelischer Geistlicher aus Böhmen und Mähren in Kremsier angelangt, die des langen Wartens müde und in der Meinung, daß von mir in unserer Sache nichts geschehen, eingetroffen waren, um Erkundigungen einzuziehen und nöthigen Falls auf eigene Faust zu handeln. Ihre Absicht war, sich an den Minister und Kaiser zu wenden. Im Präsidial-Bureau wurde ihnen gesagt: Ihre Sache liegt in den besten Händen, wird vom Abgeordneten Schneider eifrig betrieben; gehen Sie ruhig nach Hause und erwarten Sie ruhig den Erfolg ab. Hierauf kamen sie erst zu mir und ließen sich erzählen, was von mir bereits geschehen war.

Nun kam Alles darauf an, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war, den Minister zur Erwirkung der Sanction anzuspornen. Es war auch dieser letzte Akt nicht gar so leicht.

Ich that mein Möglichstes. Auf die Gefahr hin, lästiger Zubringlichkeit beschuldigt zu werden, überließ ich den Minister, ließ die Sache nicht einschlafen. Bei einer Zusammenkunft erklärte ich in ernstem Tone also: Wollen Euer Excellenz sich überzeugt halten, daß es mir nicht einfallen kann, einen hochgestellten Staatsmann, wie Sie es sind, zu sekiren; ich werde gedrängt und muß wieder drängen, es steht sogar bevor, daß wenn in Kürze die bis zu diesem Punkt gelangte Sache nicht durchgeführt wird, protestantische Deputationen von allen Seiten im Ministerium sich einfinden dürften.

Diese Aeußerung machte auf den Minister großen Eindruck. Er erwiderte: Legen Sie meine Worte nicht auf die Goldwaage; ich bin ein nervöser Mann, geben Sie Ihren Kreisen beruhigende Nachricht, halten Sie die Deputationen zurück.

Wir lebten Mitte December, dessen zweiter Tag durch die Thronbesteigung Franz Josef I. als Kaiser von Oesterreich nach erfolgter Resignation Ferdinand des Gütigen für unsere Monarchie von höchster Wichtigkeit und Bedeutung war. Ich bat Se. Excellenz inständigst, die sämmtlichen evangelischen Gemeinden Oesterreichs durch die vollzogene Sanction mit einem theuren Weihnachtsgeschenk zu beglücken und sich selbst bei der evangelischen Kirche unbergänglich zu machen. Das Versprechen wurde gegeben, konnte aber beim besten Willen zur selben Zeit noch nicht erfüllt werden. Erst am 29. Jänner 1849 erfolgte die kaiserliche Sanction des provisorischen Gesetzes für die Evangelischen Oesterreichs. Eine große, wichtige, von Tributpflicht befreiende Errungenschaft, auf die wir sonst bis zum Erscheinen der interconfessionellen Gesetze des Jahres 1868 hätten warten und bis dahin eine bedeutende Summe von vielen Tausenden an den katholischen Klerus hätten zahlen müssen. Eine Errungenschaft, an welcher wie ich, abgesehen von manchem Andern, der in seinem innersten Kern edle und erleuchtete Minister Graf Stadion sein unbeftrittenes Verdienst und mit jenem Gesetz ein dankbares Andenken in evangelischen Herzen sich gesichert hat.

1 8 4 9.

Nachdem ich das Weihnachtsfest mit meiner Bielitzer Gemeinde gefeiert und am Neujahrstage über die Worte: Gott ändert Zeit und Stunde gepredigt hatte, kehrte ich eilig nach Kremsier zurück. Der Reichstag war in eifriger Arbeit mit den wichtigen Grundrechten beschäftigt. Ich hatte mich für den die confessionellen Rechte betreffenden Paragraphen als Redner einschreiben lassen, war als Mitglied des Unterrichts- und Verifications-Ausschusses und bei öfteren doppelten täglichen Reichstagsitzungen stark

in Anspruch genommen, und erkrankte unglücklicher Weise grade in der Zeit, wo die Debatte, für die ich eingetragen war, nahe bevorstand. Die sich mir immer mehr ergebende Gewißheit, daß ich nicht zum Worte werde gelangen können, übte auf meinen Zustand einen nachtheiligen Einfluß aus und bestimmte mich, meinem Freunde Franz Schuselka das Hauptsächlichste, was mir am Herzen lag, an das Seine zu legen und ihn zu bitten, meine Stelle im Reichstag zu vertreten. Jedoch alle meine besorglichen Vorkehrungen stellten sich als unnöthig dar. Denn einzelne Fälle, die verhandelt werden mußten, unterbrachen die Tagesordnung und schoben die Verhandlung über den erwähnten Paragraph durch volle zwei Wochen hinaus. War's doch grade so, als sei das mir zu Gefallen geschehen. So sah ich es an, ich erblickte darin eine eigene Schickung Gottes. Nun ließ ich mich trotz alles Ab Rathens meines Arztes und anderer ärztlicher Collegen nicht abhalten; ich betrat, zwar äußerlich ein Ritter von trauriger Gestalt, die Tribüne, die umstanden war von Freunden, die da meinten, ich würde ohnmächtig zusammensinken, hielt durch eine volle Stunde meine Rede, in der ich den Zustand der evangelischen Kirche Oesterreichs, ihren Druck, ihre Leiden schilderte und gerechte Abhilfe verlangte.

Gott war in meiner Schwachheit mächtig. Ich pries ihn für solche wunderbare Fügung, nach welcher der Pallast eines katholischen Erzbischofs zur Stätte jener Kundgebungen erwählt wurde.

War ja das auch eine Erweisung der Gnade Gottes, daß solches vor dem Thorschluß des Reichstages geschehen konnte.

Die Krisis hatte ihre Spitze erreicht. Der 6. März brach an, mit ihm die Auflösung des Reichstages. Die in eifrigster Thätigkeit begriffenen Abgeordneten wurden nach Hause geschickt.

Auch ich kehrte in die Heimat zurück, und konnte wieder mit ganzem Herzen und ganzer Seele evangelischer Pastor meiner Gemeinde sein.

In meiner Vaterstadt angelangt fand ich, daß der eine Punkt des publicirten provisorischen Gesetzes, der unsern Gotteshäusern den Charakter christlicher Kirchen einräumte, große, freudige Bewegung bis in die niedrigsten Klassen hinein hervorrief. Thurm und Glocken, das waren die zwei Worte, die unter den Glaubensgenossen mit wahrer Zauberkraft wirkten. Solche Wirkung ging aus dem evangelischen Bewußtsein und aus der treuen Anhänglichkeit und Liebe zur evangelischen Kirche hervor. Sie hatte aber auch ihren Grund in dem Spott und Hohn, den die frühern Bethäuser von Uebelwollenden oft erfahren mußten. Dazu sollte, so meinten die Protestanten, auch nach Außen hin jeder Anlaß hinweggeräumt, den Spöttern und Lästerern das Maul gestopfet und mit der Bezeichnung evangelische Christen statt Katholiken die äußerlich ausgestaltete Gleichberechtigung den Augen der Welt hingestellt werden.

Ich wurde gefragt, ob ein Thurmbau in unserer Gemeinde sofort beginnen könne? Ich sprach mich versichernd darüber aus. Alle waren bald einig, den Bau in Angriff zu nehmen. Nun wäre Niemand mehr im Stande gewesen, das Vorhaben zu hindern; besonders dann nicht mehr, als die Frage, an welcher Stelle der Thurm errichtet werden sollte, entschieden war. Baupläne wurden vorgelegt, Sammlungen eingeleitet, schon während diese einen glücklichen Fortgang hatten, schritt man an's Werk. Ein Tag brach an, wo achtbare evangelische Bürger mit Spaten und Karren, in heilig begeistertem Eifer Hand anlegten, um das Pflaster aufzureißen und zum Grundgraben sich anzuschicken. Nach wenigen Wochen war die erste Arbeit gethan, der Grundstein gelegt und am Johannistag den 24. Juni 1849, der auf einen Sonntag fiel, die kirchliche Feier desselben in zahlreicher Versammlung von mir begangen.

Das Werk schritt unter Gottes Beistand, der den Seinen den Geist des Muthes, der Kraft, der freudigen Opferwilligkeit, der Einigkeit und des Friedens einflöhte, ohne jeglichen Unfall glücklich fort, der Thurm stand vollendet da und aus seiner Glockenstube erklangen zum ersten Mal der Glocken feierliche Töne, am festlichen Weihetage, den 18. August 1852, einem Tage Oesterreichs, dem Geburtstage Kaisers Franz Josef I., absichtlich dazu erwählt, um unsern ehrfurchtsvollen Dank, patriotische Treue, herzliche Liebe gegen den Monarchen und Landesvater auszudrücken, von der Höhe herab unter Anstimmung des evangelischen Chorals: Nun danket Alle Gott, der unter Gottes freiem Himmel am Kirchplatz von den zahlreichen Schaaren ertönte, noch ehe die Festgesänge und die Festpredigt in der Kirche begannen. Fürwahr, es war das ein Tag des Dankes, der Freudenthränen Tag, ein Gottestag.

Ich war bei diesem Vorhaben vielfältig unter mancher Müh und Arbeit betheiliget, ich ging als Sammler von Haus zu Haus, ich habe noch viele freundliche Erfahrungen, die ich auf diesen Gängen machte, in guter Erinnerung, wie ich von Wittwen von armen Lohnarbeitern oft mit den Worten begrüßt wurde: Ich danke Ihnen, daß Sie auf mich nicht vergessen haben; bin ich gleich arm, bei dem Werke wollte ich doch nicht fehlen, ohne auch mein Scherflein zu spenden. Es war das die Zeit eines neuerwachten evangelischen Frühlingslebens, das die Seelsorger für alle Müh und Arbeit freundlich lohnte.

In der Mitte des Jahres gegen Ende Juni kehrte bei uns ein unheimlicher, gar gefährlicher Gast ein — die Cholera war ausgebrochen und forderte gleich in ihrem Beginne, mit erschreckender Schnelligkeit, oft nur nach wenigen Stunden, viele Opfer ab. Ich stand in dieser Zeit allein mitten im Feuer der Trübsal; denn mein Colleague, Senior Schimto, war bei einer Versammlung der Superintendenten und Vertrauensmänner

nach Wien einberufen, und weilte dort, während hier Krankheit, Tod und Grab zur traurigsten und anstrengendsten seelsorglichen Arbeit bei Tag und Nacht aufforderten. An dem einen Tage, wo die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren 22 Leichen angemeldet, von denen ich 12 an demselben Tage, gewöhnlich 2 in einem Zuge mit der Schule begleitete und unter Abhaltung von 12 Grabreden bestattete. Vormittag schon wurden diese sauren Gänge begonnen und am Abend bei Mondschein beschloffen. Obgleich vielfältig mit solchen Kranken, sogar bisweilen in eckligen Contact gekommen, obgleich körperlich erschöpft und geistig gebeugt, wurde ich doch durch Gottes Gnade vor Ansteckung bewahrt und gesund erhalten. Die Krankheitsfälle dauerten bis in den October des Jahres, ihre Erscheinungen wurden immer milder, bis endlich auf des Allmächtigen Geheiß der Todesengel der Cholera aus unsern Kreisen wich.

Der weitere Verlauf des Jahres 1849 bis zu seinem Ende trug zumeist in seinem Schooß wichtige politische Ereignisse, kriegerische Kämpfe, deren Tendenz und historische Signatur damit gekennzeichnet wird, wenn man sagt: es galt der Herstellung der alten Ordnung, die Unterdrückung, Bezähmung der Revolution und ihrer staatsgefährlichen Ausbrüche. Der Tag von Rovarra war in Italien der Triumphtag Radetzky's, an den Grillparzer das Wort gerichtet hatte: in deinem Lager ist Oesterreich; die Revolution in Ungarn unter Kossuth, Görgey und Klapka wurde von den Oesterreichern unter Windischgrätz besiegt, und Paskiewitsch konnte nach der Schlacht bei Billago's dem russischen Czaren schreiben: Sire! Ungarn liegt Ew. Majestät zu Füßen.

Das Decennium der Fünfziger Jahre.

Ich fasse diesen Zeitraum zusammen, weil seine Jahre in der Mehrzahl einander gleichen, für meinen Lebenslauf und die Zwecke, welche ich dabei im Auge habe, im Vergleich zu den beiden frühern Jahren an Gehalt und Ausbeute zurücksehen, und die einzelnen politischen und kirchenpolitischen Erscheinungen und Ereignisse auf unserm Staatsgebiet an geeigneter Stelle nur erwähnt werden sollen.

Der geistreiche spanische Politiker und Geschichtsforscher Emilio Castelar hat jedem einzelnen Jahrhundert christlicher Zeitrechnung ein charakteristisches Siegel aufgedrückt. Wenn ich, ihn nachahmend, die mir vorliegende Periode mit der geeigneten Signatur bezeichnen soll, so nenne ich sie nach dem allgemeinen Urtheil die Zeit der Reaction, der Herrschaft des Säbels und Krummstabs; einer verfehlten militärischen Aufstellung, eines verhängnißvollen Krieges und des Concordats. Nach dem Grund-

sag: der freie Staat beruht auf der freien Gemeinde tritt im Jahre 1850 mit einer oktroyirten Verfassung ein neues Gemeindegesetz in's Leben, enthaltend die Gemeindeordnung, die Organe, die freie Wahl der Vertreter. Schon Anfang September des Jahres war die wichtige Sache bei uns durchgeführt; — Wielicz hatte seinen frei gewählten Gemeinderath und Bürgermeister.

Die darauf folgenden Jahre verliefen ohne irgend ein besonders wichtiges Ereigniß bis 1854, wo der Krimkrieg ausbrach und auch Oesterreich in kriegerische Bewegung setzte.

Im Jahre 1855, dem Concordatsjahr Oesterreichs, begingen wir in unserer geschmückten Kirche das 300jährige Jubelfest des Augsburger Religionsfriedens in feierlicher Weise. Meine an diesem Tage gehaltene, auf Verlangen in Druck gelegte Festpredigt, die sich in den Händen der Gemeindeglieder befindet, schildert die Feier und überhebt mich einer weitem Ausführung.

Der Festtag war für uns ein Glanzpunkt in trüber Zeit, eine erfrischende Erhebung nach den Tagen, in welchen der Todesengel, die Cholera, wiederholt seine reiche Ernte unter uns gehalten hatte.

Nach vieler angestrebter Amtsthätigkeit gönnte ich mir eine kurze Erholung, und war in denselben Tagen in Wien, als im Jahre 1856 die Naturforscher dort versammelt waren.

Danë meinem pomologischen Dilettantismus wurde ich von einem einflussreichen Freunde zum Naturforscher gestempelt und als Mitglied der Versammlung aufgenommen. Es waren schöne, herrliche Tage, die ich hier verlebte. An Allem, was dargeboten wurde, konnte ich, mit meiner Legitimationskarte ausgerüstet, vollen Antheil nehmen. Ich sah, hörte und genoß in reichen Zügen, vernahm geistreiche Vorträge, lernte viele ausgezeichnete Männer kennen, und obgleich der Altmeister Alexander Humbold fehlte, waren doch andere Meister aus allen Landen in reicher Zahl beisammen, unter ihnen der bekannte Afrikareisende Ruffeger, als Bergakademiker mein einstmaliger Gefährte zu den Salinen von Wieliczka, der alte Thüringer Pastor und Ornitholog Vater Brehm, der Oberberggrath Nögerath, der Liebling der ganzen Versammlung, der Mann, welcher durch sein gediegenes Wissen und Erfahrung, aber auch durch das für sein höheres Alter seltene jugendliche Feuer und bezaubernden Humor alle Herzen an sich zog, der zuletzt dem feierlichen Pathos, mit welchem die Versammlung geschlossen wurde, noch ein humoristisches Ingredienz zu allgemeiner Heiterkeit einwebte. Der Mann hat mir so gefallen, daß mir, ich gestehe es, heute noch sein Wesen zum Vorbild dient. Nachdem die Naturforscher auch für weitere Umgebungen durch ihre Legitimation einen Pas par tout besaßen, so benützte ich diesen zu einem Ausflug nach

Preßburg, um den dortigen evangelischen Pfarrer, meinen lieben Freund August Kaabe, noch einmal zu sehen. Es war das letzte Zusammensein; denn 1878 ist er, ein Greis in meinem Alter, in Gmunden entschlafen und zu den Vätern versammelt worden.

In Paris wurde 1856 von den Bevollmächtigten der europäischen Staaten das bekannte Protokoll, ein schwacher Versuch zur Lösung der orientalischen Frage, verfaßt.

Das nachfolgende Jahr 1857 hat für mich und die evangelische Bielitzer Gemeinde nichts Denkwürdiges aufzuweisen, während ein Tag, ja ein einziger Augenblick des Jahres 1858 uns Allen einen großen Verlust und herben Schmerz bereitete. Der allberehrte und geliebte, treue Seelsorger und schlesische Senior, mein unvergeßlicher Colleague Josef Schimko begab sich am 11. Juni d. J. nach Mittag auf eine Spazierfahrt nach dem Kommissarienberg, zur fürstlichen Jägerhütte, wo seine Familie des guten, lieben Vaters harrete. Noch nicht bei den Seinen angelangt, in ihrer Nähe, steht er an einer Stelle still, sich labend in der freundlichen Aussicht auf das reizende Gefilde, auf die Stadt und seine Gemeinde, die, von heitrem Licht umflossen, vor seinen Augen sich ausbreitete, wird er noch unter dem Ausruf: Wie schön, wie herrlich! vom Todespfeil getroffen, sinkt zusammen und wird als entseelte Leiche heimgebracht. Schwer und bang tönt die Glocke vom evangelischen Zion und verkündet der Gemeinde: dein treuer Hirte ist geschieden. Nach allen Seiten verbreitet sich die Kunde; in tiefe Trauer ist die eigene Gemeinde und der Gemeinden zahlreiche Vertreter gehüllt bei seiner feierlichen Bestattung.

In großen Schaaren waren sie herbeigekommen, die diesem theuren Entschlafenen das letzte ehrende Geleite zu seinem Grabe gaben; allgemein war die Theilnahme, ungeheuchelt die Thränen, die hier flossen, und die Worte eines angesehenen Mannes, mit denen er sich an mich wendete: „Das läßt sich mit Millionen nicht erkaufen“ waren ein Zeugniß des tiefen Eindrucks, den dieser Trauerzug hervorrief. Das Gedächtniß dieses Vielverdienten lebt fort in den Herzen einer dankbaren Gemeinde und ist ausgeprägt in dem Denkmal, das sich über seinem Grabe erhebt, in dem Denkstein, welchen Liebe und Verehrung an der Stelle gesetzt hat, wo der treue Hirte im Tode niedersank und der Erde entrückt wurde.

Die andere Hälfte dieses Jahres und das nächste Viertel des folgenden lag das seelsorgerliche Amt zu einer Zeit, wo die bedeutende polnische Gemeinde mit der hiesigen vereint war, auf meinen Schultern. Ich hatte der anstrengenden Arbeiten gar viele, und es war hohe Zeit, wenn ich nicht unter der Last und Hitze jener Tage ganz erliegen sollte, daß durch die im März 1859 erfolgte Wahl des Candidaten der Theologie Dr. Haase Erleichterung kam, die um so nöthiger erschien, als ich kurze

Zeit nach dem Tode Schinko's vom damaligen k. k. Consistorium zum schlesischen Senior und Schuldistriktsaufseher ernannt wurde.

Im genannten Jahre brach der italienische Krieg aus, der das damals isolirt dastehende Oesterreich in seinen Grundvesten tief erschütterte. Magenta, Solferino, der Züricher Frieden stehen in den Blättern der Geschichte als Oesterreichs Mißgeschick und Napoleons III. Perfidie verzeichnet.

Nach der Mitte des Jahres kehrte in die gespannten, am „qui vive“ stehenden Staaten und Heere Europa's Ruhe und Frieden ein. Ich benützte diese Zeit, um einem lang gehegten Wunsche zu genügen, das nördliche Deutschland mit der altberühmten Hansestadt Hamburg zu sehen. Ich ging im August mit meiner Frau auf die geplante Reise, über Breslau nach Berlin. Die Stadt der Intelligenz, die ich zwar früher schon kennen gelernt hatte, nur durchzupassiren hielt ich für ein Vergehen. Ich blieb daselbst einige Tage. Berlin war seit 1830 umfangreicher, prächtiger, interessanter geworden, hatte nun sein neues Museum mit dem Stiegenhaus und den Kaulbach'schen Schöpfungen, sein Moabit mit Borjig's großartigen Werken und dem pensylvanischen Gefängniß, hatte Kunstschätze und ausgezeichnete Personen genug, von denen ich einzelne kennen lernen wollte, wie den Generalsuperintendenten Hoffmann, Cultusminister Bethmann, die aber abwesend waren — kurz, Berlin hat so viel, was mich auch für längere Zeit anziehen konnte.

Und wer könnte in Berlin nur wenige Tage weilen, ohne wiederholt des Königreichs Preußen Schmuckkästchen, Potsdam, Sanssouci, Charlottenburg besucht zu haben.

Noch wollte ich einen und den andern Tag für meinen Aufenthalt daselbst zugeben, als ich eines Morgens in der Zeitung las, daß für heuer das letzte Bergnügungs-Dampfboot am nächsten Sonntag von Hamburg nach Kurhafen abgeht. Das wollte ich nicht versäumen. Wir gingen früh 6 Uhr von Berlin ab und saßen Nachmittag 4 Uhr bei der table d'hôte eines vorzüglichen Hotels am Alsterbassin zum Mittagmahl. Noch am selben Tage konnte ich das alte mit dem neuerbauten Hamburg vergleichen. Nach einem gewonnenen Totaleindruck des Lebens und Treibens dieser Stadt pflegte ich in einem nahe am Hafen gelegenen Kaffeehaus zu frühstücken, in den Wald von Masten, vor Anker liegenden, ab- und zufahrenden Schiffen und Dampfbooten hineinzublicken, das hiesige Wogen und Treiben mit jenem im Triester Hafen in Vergleich zu bringen. Ein von der Stadt Hamburg ausgerüstetes schmuckes Dampfschiff lag zur Abfahrt nach New-York bereit. Der lebenswürdige Capitän desselben gestattete uns die Befichtigung und war nicht allein unser freundlicher Begleiter in allen Abtheilungen, sondern auch ein Versucher zur Mitreise,

die er mit den schönsten Farben schilderte. Ich besuchte die Börse, einzelne Anstalten, das Rauhe Haus in Horn, besah die neuerbaute Nikolai-Kirche, kam mit dem frühern Probst bei Bernhardin in Breslau, nun Hauptpastor an der letztgenannten Kirche, Krause zusammen, und empfing von dieser Stadt einen sehr günstigen Eindruck.

An dem bestimmten Sonntag fuhren wir an Blankenese, Altona vorüber nach Ruzhafen. Vor ihrer Vermählung mit der Nordsee nimmt die Elbe etwas Meerescharakter an. Unmittelbar vor Ruzhafen lagen zur Ebbezeit die Fahrzeuge im Schlamm. Der Ort erschien einsam und melancholisch gefärbt. Wir suchten am Hafendamm eine Stelle, von wo wir, das Binnenland im Rücken, den freieren Ausblick hatten auf Meer und Himmel. Das uns Landratten überraschende Schauspiel hatten wir genossen. Nun wollten wir, auf unsern frühern Platz zurückgekehrt, unser Mittagmahl halten. Da war's, als wäre Alles ausgestorben; kaum daß es mir möglich war einen dienstbaren Geist hervorzuzaubern. Da erschien der Hotelier selbst, ein feiner Mann, und erklärte, die table d'hôte werde bald beginnen. Als ich erwiderte: Wir können nicht warten, sind hungrig, wollen à la carte speisen, vertröstete er mit den Worten: Nur noch eine kleine Geduld, Sie werden's nicht bedauern. Endlich ertönte eine Glocke; der Platz belebte sich zusehends, die Badegäste, die Spaziergänger, die Reisegefährten kamen herbei und an der Tafel fand sich eine zahlreiche, nette Gesellschaft ein. Mir gegenüber saß ein englischer Pastor mit Frau, die beide deutsch sprachen, mein Tischnachbar war ein preussischer Major, ein fein gebildeter Mann, dessen Conversation ansprechend war. Die Speisen und Getränke waren ausgezeichnet, und als der Hotelier mir mein Behagen ansah, trat er an mich und kispelte mir leise zu: Nun, mein Herr, hab ich nicht recht? Bedauern Sie? Nein, sagte ich, ich bin Ihnen dankbar; Küche, Keller, Gesellschaft verdient alles Lob; die table d'hôte in Ruzhafen werde ich überall zu rühmen wissen. Wir hatten hier schöne heitere Stunden verlebt. Unser Vapor brachte uns in späterer Abendstunde nach Hamburg zurück.

Es verlautete, daß der böse Gast, die Cholera, von Mecklenburg herübergekommen, hier spuckte, weshalb wir unsern Aufenthalt in dieser berühmten, interessanten Stadt abkürzten. Diese Besorgniß brachte mich um so Manches, das noch auf meinem Programm verzeichnet stand, unter andern um den Besuch von Wilkens weltbekanntem Keller, den ich sehen, zum erstenmal versuchen wollte, wie mir Aulstern bekommen, um mich selbst zu überzeugen, ob Wilkens auf die Frage eines österreichischen Erzherzogs, was der Keller alles biete? ein gewisses Recht hatte zu antworten: das Vorzüglichste und Beste, was sich unter dem Himmel findet.

Um diese Erfahrung, vielleicht noch um einen und den andern Genuß war ich gekommen, ohne deshalb mit dem Geschick zu grollen, wohl gar Anhänger der philosophischen Pessimisten Schopenhauer und Hartmann zu werden. Ich war schon so weit gereift, daß ich wußte, leben heiße kämpfen, aber auch resigniren, manche Erwartungen aufgeben, ja oft die schönsten Hoffnungen mit in's Grab nehmen, demohnerachtet aber noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen in Aussicht auf die verheißene Herrlichkeit. Eine so freundliche Aussicht lachte auch uns Reisenden entgegen. Wir gingen nach dem schönen, vielbesungenen und Herrliches darbietenden Rhein. Da waren wir über Haarburg, die Lüneburger Haide, Hannover in Köln angelangt. Noch ehe ich seinen Dom schaute, stand ich erst auf der neuen Brücke, um den herrlichen, mich poetisch anwehenden deutschen Strom zu begrüßen und dann erst seine andern Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Ich verzichte darauf, von meiner Rheinreise ausführlich zu erzählen, wohl wissend, daß ihre Schönheiten und Reize von tausend Andern eingehender, interessanter, mit des Malers Pinsel, mit des Dichters Phantasie geschildert worden sind. Ich erwähne bloß, daß wir stark versucht wurden, von hier nach Paris zu gehen, daß wir bis Bonn mit Bahn, von hier nach Mainz mit Dampfboot reisten. Hier wollte ich nur kurz; Frankfurt war mein nächstes Ziel für einen längern Aufenthalt. Dort angelangt und im Begriffe, im Hotel Union einzukehren, kam mir, als ich vom Wagen stieg, eine Stimme entgegen: Sitzen bleiben, kein Platz mehr! Es war der Hotelbesitzer selbst, der mir zurief. Ich ließ mich nicht abhalten, ging an ihn mit Bitten und Vorstellungen meiner bescheidenen Ansprüche, bat sehr dringend mir zur Messezeit eine vergebliche Rundtour um alle Gasthöfe zu erlassen. Da fragt er innehaltend: Wer sind Sie? Ich bin, antwortete ich, ein protestantischer Pastor aus Oesterreich, der mit seiner Frau auf seiner Reise das schöne Frankfurt und manchen Collegen kennen lernen will. Nach diesen Worten totale Aenderung, das Rauhe ging plötzlich in Milde über. Wenn Sie, sprach er, sich mit Wenigem begnügen, so schaff' ich noch Rath; treten Sie ein. Wir erhielten ein anständig Zimmer, der Mann war weiterhin die Freundlichkeit selbst, bestellte selbst die Droschke, legte dem Führer an's Herz, wie er seine Tour einzurichten, worauf er uns aufmerksam zu machen habe. An der table d'hote fanden wir unsern Platz an der Seite eines Herrn und seiner Frau aus Rio de Janeiro. Er war Vorsteher der ersten evangelischen Gemeinde daselbst, beide sehr fein gebildete Leute; die interessanteste Unterhaltung würzte das Mahl. Der Mann, der mich anfänglich kalt abwies, bezeugte während unseres Aufenthaltes so warme Theilnahme, zarte Rücksicht, dieselbe Sympathie, welche im Jahre 1848 die Oesterreicher in Frankfurt erfuhren. Das geschah mir, weil ich ein evangelischer Pastor aus Oesterreich war.

Auch Andere werden von gleichen Erweisungen zu erzählen wissen, die sie ihrem Stande verdanken.

Nach mehreren freundlichen Tagen, die wir in Frankfurt verlebten, ging die Reise eilig über Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, Stuttgart weiter nach München. Wir kamen dort in später Abendstunde an und kehrten im Hotel Bavière ein. Hier hieß es wieder: Alles besetzt, nur noch ein Zimmer in der Belle-Étage frei, das ohne Zweifel einem englischen Lord entgegen sah. Das erinnerte mich an Schiller's Theilung der Erde. Die Welt war weggegeben, der Himmel noch geblieben. Ich zog ohne viel Zaudern in diesen Himmel ein, ich, der ehemalige Alumnist, oft nur auf Stroh gebettet, schlief zum erstenmal wie ein Lord auf Eberdunen. Welch ein Wechsel! Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er nicht bloß was erzählen, sondern auch solchen Wechsel erfahren. München war mir von früher bekannt, unsers Bleibens dort war nicht lange. Mir lagen Salzburgs und des Salzkammerguts Reize im Sinn. Wir eilten über Rosenheim dahin, genossen noch einmal Salzburg, Ischl, Gmunden und fuhren über Linz nach Wien.

Mein damaliger Aufenthalt daselbst sollte für ein Project, mit welchem ich mich schon längere Zeit herumtrug, ausschlaggebend werden. Ich hatte mir es nämlich gelobt, darnach zu ringen, damit VIELTIZ eine evangelische Realschule und eine evangelische Lehrerbildungsanstalt erhalte. Letzteres Vorhaben erfüllte zur Zeit meine ganze Seele. Mein Plan ging dahin, zunächst das k. k. Consistorium in Wien damit bekannt zu machen, mir eine Vollmacht zu erwirken, mit welcher ich mich auf meine Kosten zum Fürsten Schönburg begeben und den großherzigen Wohlthäter für eine hochwichtige Sache gewinnen wollte. Statt, wie ich hoffte, daß man meinen Vorschlag mit beiden Händen ergreifen würde, wurde ich mit nichtszagenden Ausflüchten kalt und trocken abgewiesen.

Ich hatte Alles wohlermogen und einen höchst günstigen Zeitpunkt zur Einleitung und Ausführung des Vorhabens erwählt, er wurde zu unserm großen Nachtheile versäumt, und auf die Männer, die damals an der Spitze der evangelischen Kirche Oesterreichs standen, ließ sich das Wort anwenden: Was Du dem Augenblicke hast entzogen, bringt keine Ewigkeit zurück. Trauernd über das mir zerrissene Project, doch aufgefrischt und gestärkt, kehrte ich heim in den mir angewiesenen Weinberg, Gott dankend für reiche Erfahrungen und Genüsse, deren Erinnerung des hohen Alters stille Stunden noch laben und erquicket.

Schon erwähnte ich, daß ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, um den Anforderungen der Zeit zu genügen, unsere Schulanstalten zu erweitern und eine Realschule zu gründen. Mit dieser Idee hätte man sich wohl befreundet, aber vor den zur Ausführung nöthigen Kosten schreckte man

zurück. Die mit der Schwestern-Gemeinde Biala und mit der Bielitzer israelitischen Cultus-Gemeinde geschlossene Vereinigung hob über diese Schwierigkeit hinaus, die Angelegenheit wurde in die Hand genommen, ich griff selbst energisch ein, eine Subscription wurde in hiesiger Gemeinde eröffnet, ich fehlte dabei nicht, eine Hausammlung wurde vorgenommen, ich gehörte zu den Sammlern in der Bialaer und Bielitzer und israelitischen Cultus-Gemeinde — das Werk kam nach seiner ersten, damals nur möglichen Grundlage zu Stande. Daß ich bei der Gründung und dem weiteren Ausbau der Realschule und des Seminars wirken und thätig eingreifen konnte, war mir um so größere Freude, weil die Idee für beide Anstalten von mir ausging und ich ohne jegliche Annahme behaupten kann, der Urheber und Anreger zum Ins-Leben-Treten derselben gewesen zu sein. Und als es sich später um Förderung, Erweiterung und Vervollkommnung dieser Institute handelte, als kostspielige Bauten, Apparate, Lehrmittel große Geldsummen forderten, da habe ich bei Herbeischaffung solcher Hilfe und Unterstützung nicht als bloßer Zuschauer dagestanden, nein ich habe mitgethan, ich habe redlich mitgewirkt, durch Wort, Schrift und That, durch Wege, die ich zu diesem Zwecke betrat, durch Bitte und Fürsprache im In- und Auslande. Die vorgenommenen Sammlungen in Wien, denen ich mich als Sammler wiederholt anschloß, die im Reichsrath und am Landtage von mir gestellten und angenommenen Anträge haben manches Tausend der Realschule und dem Seminar zugeführt.

Ich sage das nicht aus eitler Ruhmsucht, sondern um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen. Ich anerkenne die Verdienste mehrerer ausgezeichnete Freunde, Genossen und Wohlthäter, vergesse nicht, daß der damalige Vorsteher der israelitischen Cultus-Gemeinde Herr Benjamin Holländer der Realschule manchen kostbaren physikalischen Apparat, dem Seminar eine Handorgel geschenkt hat.

Das Jahr 1859 hat dem nachfolgenden Jahre 1860 eine traurige Erbschaft für das österreichische Staatsleben hinterlassen. In schwieriger Lage sollte der verstärkte Reichsrath Hilfe schaffen. Aus den in dieser Versammlung laut gewordenen Reden vernahm man einmal das nur schüchtern vorgebrachte Wort „Constitution“, das nicht sowohl in diesem Kreise, als vielmehr in der sämmtlichen Bevölkerung Oesterreichs einen so lebhaften Jubel hervorrief, der nicht mehr tödt geschwiegen werden konnte. Es erfolgte das October-Diplom Golukowsky's — der staatsrechtlichen, historisch politischen Individualitäten Basis — die Februar-verfassung Schmerling's, der constitutionellen Centralisten Reichspanier.

Nachdem ich im Sommer 1859 sämmtliche evangelische Volksschulen des östlichen Schlesiens inspiciert hatte, lernte ich jene des westlichen Theiles unsers Heimatslandes auf einer gegen Ende October 1860 unternommenen

Bereifung kennen. Der Zeitpunkt war nicht glücklich gewählt. Von Troppan aus war die Witterung rauh und unfreundlich, währte so fort bis zu meiner Rückkehr. Ich erkrankte ernstlich den Tag zuvor, als die Realschule von mir eröffnet werden sollte, und konnte erst nach 12 Leidenswochen mich von meinem Schmerzenslager erheben. Noch immer ein Ritter von trauriger Gestalt, wurde ich 1861 in den schlesischen Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt. Im Mai begannen die Sitzungen in dem vor dem Schottenthor mit bewundernswerther Schnelligkeit vollendeten und nach Möglichkeit zweckmäßig eingerichteten hölzernen Abgeordnetenhaus — im witzigen Volksmunde Schmerlingtheater genannt. Es verging eine geraume Zeit, bis der schwerfällige Körper der Abgeordneten organisiert, das Bureau eingesetzt, die Geschäftsordnung berathen und beschlossen war.

Unter dem Vorsitz des von Sr. Majestät dem Kaiser zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannten Dr. Hein tagte nun der Reichsrath.

Während die Lehengesetze als Regierungsvorlage das Haus durch mehrere Wochen beschäftigten, arbeiteten die verschiedenen bestellten Ausschüsse, unter diesen auch der confessionelle.

Ich wurde in diesen aus 15 Gliedern bestehenden, vom ganzen Hause gewählten, mit großer, nahezu an Einstimmigkeit reichenden Majorität aufgenommen, die einen hervorragenden Abgeordneten veranlaßte, sich mit der Aeußerung an mich zu wenden: Sie mögen aus dieser Wahl die warmen Sympathien des Hauses für den Protestantismus wahrnehmen. Der Ausschuß bestand aus vielgenannten ausgezeichneten Männern. Es befanden sich in demselben, außer zweien Bischöfen und einem rumänischen Archimandriten, der frühere Minister Pillerßdorf, der spätere Belcredi, Giskra, Mühlfeld, Rechbauer. Ich war unter ihnen der einzige Protestant.

Die unter dem Vorsitz Smolka's gehaltenen Sitzungen zogen sich, freilich mit manchen Unterbrechungen, bis in's zweite Jahr hinein und hatten zur Grundlage die dießbezüglichen Berathungen und Beschlüsse des Frankfurter Parlaments, zumeist das bayerische Religionsedict. Weil Mühlfeld für letzteres eingetreten war und sich bei der wichtigen Sache mit aller Energie betheiligte, so nannte man auch den aus dem Ausschuß hervorgegangenen Gesetzentwurf, wiewohl nicht mit vollem Recht, das Mühlfeldische Religionsgesetz.

Trotz meiner in öffentlicher Sitzung wiederholt an das Präsidium gerichteten Anfrage über das Geschick desselben, respective Aufforderung ihn auf die Tagesordnung zu setzen, blieb die mit allem Ernst vollzogene wichtige Arbeit im Reichsrathsarchiv begraben und kam erst bei den Berathungen des interconfessionellen Ausschusses von 1867 an's Tageslicht.

Inzwischen war eine Commission im Ministerium zu dem Zweck eingesezt, um einen neuen Gesetzentwurf auszuarbeiten, der dem damaligen in Rom weilenden Bischof von St. Pölten, Fessler zur Vertretung und Unterhandlung mit der Curie übergeben war.

Im Jahre 1863 starb der greise Superintendent Lumnizer in Brünn und ich wurde im Beginn des folgenden Jahres 1864 von den Gemeinden zum mährisch-schlesischen Superintendenten erwählt, als solcher von Sr. kaiserlichen Majestät bestätigt und hierauf vom Oberkirchenrath Gunesch in der Bietzger evangelischen Kirche in mein wichtiges Amt vor großer Versammlung der deutschen und polnischen Gemeinde in Gegenwart der gesammten evangelischen Geistlichen Schlesiens sowie eines Theiles Mährens feierlich eingesezt.

Die neue Würde legte selbstverständlich auch eine nicht gering zu schätzende Bürde auf meine Schultern, die um so schwerer in's Gewicht fiel, als sie mit meiner damaligen politischen Mission verbunden war. Ich erkannte die Bedeutung und Wichtigkeit meiner Aufgabe und bei Einsezung all meiner Kraft ist es mir unter Gottes Beistand gelungen, nicht allein die mir anvertraute Diocese in guter friedlicher Ordnung zu verwalten, sondern auch nach meiner Stellung mit Wort und That für die Wohlfahrt der Gemeinden einzutreten.

Im Frühling 1864 zogen, von Gablenz geführt, österreichische Truppen nach Schleswig-Holstein, um mit preussischen unter Wrangel gegen Dänemark zu kämpfen. Die hier eingeschlagene, vom österreichischen Parlament kräftig abgerathene Politik brachte Oesterreich keine goldenen Früchte und war mit ein Grund, die Hegemonie im Deutschen Reich Preußen in die Hand zu geben.

Für unser geliebtes Vaterland Oesterreich brach jetzt eine Zeit merkwürdiger Ereignisse, schwerer Prüfungen, heißer Kämpfe, verhängnißvoller Tage an; die Siftirung der Verfassung im Jahre 1865, der Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges 1866, der blutige Tag von Königgrätz, der durch den Ausgleich mit Ungarn vollzogene Dualismus unserer Monarchie.

Im März 1866 reiste ich nach Wien, allein in der Absicht, um für die evangelische Lehrerbildungsanstalt, zu deren Organismus und Lehrplan die evangelische Generalsynode von 1864 mit dem k. k. Oberkirchenrath die Zustimmung erteilt hatte, nun auch die staatliche Genehmigung und hiemit ihre Eröffnung zu erwirken. Ich unterhandelte zu diesem Zweck mit dem damals bestehenden Unterrichtsrath, mit Hasner, Haimlerle und mehreren andern Gliedern desselben, zulezt auch mit dem Minister Belcredi. Der herannahende und bald darauf ausgebrochene Krieg war meinem Vorhaben nicht günstig. Unter dem Geräusch der Waffen schweigen die Mufen. Selbstverständlich mußte für diese allgemeine Sache eine friedliche

Zeit abgewartet werden. Der Nikolsburger Friede, die Prager Transactionen, die Ausscheidung Oesterreichs aus dem Verbande mit Deutschland machten aller Fehde ein Ende.

Bald hierauf noch im October dieses Jahres erschien Oesterreichs allgeliebter Kaiser voll Huld und Barmherzigkeit, ein wahrer Engel des Trostes und der Erhebung mitten unter den durch den Krieg heimgesuchten Völkern, weilte einige Tage in Schlesiens Landeshauptstadt Troppau, und eine Deputation der Bielitzer Bürgerschaft, der ich selbst angehörte, hatte die hohe Ehre, von Sr. Majestät in Audienz empfangen zu werden, bei welcher Se. Majestät in huldreichster Weise sich über unsere damaligen Zustände zu erkundigen geruhten, und mit sichtbarer Freude vernahmen, daß Bielitz durch glückliche Fügung von der dieser Stadt auferlegten Kriegskontribution befreit wurde.

Das Jahr 1867 brach an, Beust wird Minister, die sistirte Verfassung wird wieder hergestellt, das sogenannte Bürgerministerium wird ernannt, der Reichsrath wird einberufen, die Verfassung vom 30. December 1867 tritt in's Leben, der Dualismus Oesterreich-Ungarns wird vollzogen.

Gewiß ein denkwürdiges Jahr voll wichtiger einander ablösender Ereignisse, einer Umgestaltung auf staatlichem und kirchlichem Gebiete, eines Aufschwungs geistiger und materieller Interessen. Alle Länder unserer Monarchie, Ungarn an der Spitze, waren mit einer überaus reichen Ernte gesegnet, Volkswirthschaft, Geschäft, Handel und Industrie, Vertrauen und Unternehmungsgeist waren neu belebt. Auch Bielitz zählt das genannte Jahr zu seinen glücklichen, und ich erinnere mich der Aeußerung eines vielerfahrenen Mannes, die dahin lautete: „Noch nicht dagewesen.“

Für unsere protestantischen Zustände und Rechte, insbesondere für unsere Lehrerbildungsanstalt ging dieses Jahr nicht spurlos vorüber.

Noch vor Eröffnung des Reichsraths, in den ich wieder gewählt wurde, hatte ich die Ehre, eine Bielitzer Deputation bei dem Minister Beust, der zur Zeit vor Ernennung Hasner's zugleich das Ministerium des Cultus und Unterrichts verwaltete, einzuführen. Die Deputation hatte den Zweck, den hochgestellten Staatsmann mit den Zuständen, Beschwerden, Wünschen und Forderungen der Evangelischen in Oesterreich bekannt zu machen, von ihm Abhilfe anzufuchen, zu bitten, sich der evangelischen Kirche und Schule anzunehmen. Se. Excellenz versprachen in freundlichster Weise, den Ihr vorgelegten Eingaben volle Aufmerksamkeit zu widmen und nach Möglichkeit und Zulässigkeit Ihrer hohen Stellung den protestantischen Angelegenheiten Rechnung zu tragen. Die Protestanten Oesterreichs müssen es auch dankbar anerkennen, daß der bald hierauf zum Reichskanzler erhobene Minister des Aeußern und des kaiserlichen Hauses Graf Beust nach mehrseitiger Richtigang sein gegebenes Wort eingelöst hat.

Die von der Generalsynode 1864 beantragte Reorganisation der obersten Kirchenbehörde, die hohe staatliche Genehmigung der Bielitzer Lehrerbildungsanstalt und eine Subvention für dieselbe aus Staatsmitteln erfolgte über dessen Anregung bald darauf.

Am 9. December 1867 wurde das mehrerwähnte Institut in Anwesenheit vieler verehrter Gäste, denen sich der Präsident des Centralvorstandes der evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung in Leipzig, Oberkirchenrath Hoffmann anschloß, mit gottesdienstlicher Feier in der Kirche vom Superintendenten und nachheriger im Prüfungsaal vom ersten Director und Organisator desselben Schulrath Dr. Stoy eröffnet.

Das wohlgelungene, stattliche Gebäude nämlich, zu welchem der Grundstein gelegt wurde, als der österreichische Gustav-Adolf-Hauptverein im Jahre 1863 seine zweite Generalversammlung in Bielitz abhielt, war mit sämmtlichen Unterrichtslocalitäten und der Wohnung des Directors zur Aufnahme des Seminars bereit, und konnte demnach die Schulfeier im genannten, von Theilnehmern dicht gedrängten Prüfungsaal vorgenommen werden.

Nachdem Stoy seine Rede gehalten, hielt der vom hohen k. k. Ministerium dazu beorderte k. k. schles. Landespräsident Merkel eine der Feier würdige, an die Versammlung gerichtete Ansprache, indem er am Schlusse sich des hohen Auftrags entledigend, die durch Allerhöchste Gnade Sr. Majestät des Kaisers zweien Männern ertheilten Decorationen, nämlich dem Senior Dr. Haase das Ritterkreuz und dem Superintendenten Schneider das Commandeurkreuz des Franz-Josef-Ordens eigenhändig anheftete.

Die so Ausgezeichneten sprachen mit ehrfurchtsvollem Dank ihre patriotischen Gelübde gegen Se. Majestät aus, fühlend und erkennend, daß sich mit dieser Auszeichnung des Kaisers Gnade über die evangelische Sache und ihre Schulen ausbreite. In dem Jubel, der an der Festtafel beim ersten ausgebrachten Hoch auf den allgeliebten Landesvater ausbrach, gelangten dieselben Gefühle, aus den hochbegeisterten Herzen kommend, zum Ausdruck.

Dieser herbeigekommene lang ersehnte Tag brachte schönen Lohn für die einem wichtigen Werke dargebrachten Opfer von der Gemeinde Bielitz und ihrem Presbyterium, wie auch von manchen andern Gemeinden und vielen Freunden und Wohlthätern, deren Einzelne in großmüthiger Weise sich daran betheiligten.

Dem Bielitzer Presbyterium lag es ganz besonders an, Sr. Excellenz dem Reichskanzler Beust durch eine Deputation Dank darzubringen, die zur Erhöhung solchen Dankesausdrucks nach Gastein, wo Beust sich befand, abgesendet wurde. Ich war für ein zuwartendes, weniger ostentatives Verfahren, wurde aber demohnerachtet zum Führer dieser Deputation

erwählt. Trotz großer Eile kamen wir doch zu spät und begegneten dem Kanzler auf seiner Rückreise nach Wien, wo er nur einen Tag verweilen konnte, um bald darauf mit Sr. Majestät sich nach Salzburg zu begeben, wo eine Entrevue (Zusammenkunft) mit Napoleon und Eugenie stattfand.

Wir fuhren ihm ohne Verzug nach, und gelang es uns, vor dem Reichskanzler in Wien unsern Dank darzubringen, den er gerührt entgegennahm. Unsere Mission war ausgeführt. Nach kurzer Zeit wurde Beust zum Ehrenbürger von Bielitz erwählt, und ich hatte die Ehre, in Begleitung einer Deputation Sr. Excellenz das in einer reich ausgestatteten Adresse enthaltene Diplom zu überreichen.

Anfang Mai dieses Jahres wird der neu gewählte Reichsrath eröffnet. Beust führte sich als ernannter Minister in meisterhafter Rede selbst ein, und wird aus Anlaß derselben von dem in Pest weilenden Kaiser telegraphisch beglückwünscht. Unter dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses Kaisersfeld beginnt die Adressdebatte, bei welcher ich mich auch betheiligte und so glücklich war, durch meine gehaltene Rede einen günstigen Eindruck, der zugleich den protestantischen Angelegenheiten galt, hervorzurufen.

Nach Schluß derselben folgte in Pest die Krönung des Kaisers als Königs von Ungarn, deren glänzende Feste eine Anzahl der österreichischen Abgeordneten in die Königsstadt zog.

Außer andern wichtigen Gesetzen beschäftigte das Wehrgesetz das Haus.

Ich wurde im Unterrichts- und interconcessionellen Ausschuß zum Obmannstellvertreter und im Subcomité für's Ehegesetz zum Obmann gewählt. In den Sitzungen derselben wurde nicht selten bis in den späten Abend hinein fleißig und eifrig gearbeitet.

Die Resultate dieser Arbeit sind in dem interconcessionellen Gesetz von 1868 und in dem Unterrichtsgesetz von 1869 niedergelegt. Bezüglich des letztern habe ich im Ausschuß, im Club und in öffentlicher Sitzung all meine Kraft eingesetzt, um unsere evangelischen Schulgemeinden von der ihnen aufgelegten Doppellast zu befreien. Trotzdem ich männiglich kämpfte und manchen gegen mich losgedrückten spitzen Pfeil abzuwehren im Stande war, ist mir mein Vorhaben nicht gelungen.

Indem ich bisher einen Blick in die Geschichte des Jahres 1867 gethan und einzelne Thatsachen erzählte, die meine Person betrafen, kann ich es mir nicht versagen, die in meiner Erinnerung lebenden Worte unsers Kaisers hervorzuheben, welche aus dem Munde Sr. Majestät flossen, als ich in einer mir gewährten Audienz für die mir verliehene Auszeichnung vor Seiner erhabenen Person meinen ehrfurchtsvollen Dank aussprach. Se. Majestät erwiderte: „Ich halte viel auf gute Schulen mit tüchtigen Lehrern. Nachdem Ich vernommen, daß Sie bestrebt gewesen, eine Anstalt

in's Leben zu rufen, die tüchtige Lehrer bildet, so gereichte es Mir zur Befriedigung, Sie für Ihr verdienstliches Wirken auszuzeichnen. Ich lege Ihnen diese Anstalt zu eifriger Pflege an's Herz und erwarte, daß Ihre Auszeichnung Sie dazu noch mehr anspornen werde."

Nachdem der Kaiser in freundlicher Weise sich um das Institut erkundigt und ich dasselbe der Allerhöchsten Gnade anempfohlen hatte, schied ich voll tiefster Verehrung und Sr. Majestät Worte im treuen Herzen bewahrend.

Seit Schluß der Sechziger Jahre und mit Beginn des Jahres 1870 gab es im österreichischen Parlament viel Wechsel und Veränderung. Das Bürgerministerium trat ab, das von Potocki trat ein und machte nach kurzer Dauer dem Ministerium Hohenwarth Platz. Unter mehreren Landtagen wurde auch der schlesische aufgelöst, und damit erreichte meine elfjährige politische Mission ihr Ende.

Dem Ministerium Hohenwarth folgte das Ministerium Auerzperg-Casser, unter demselben die Einführung der directen Wahlen.

Vor dem welthistorischen Ereigniß, nämlich dem deutsch-französischen Kriege, seinen Phasen, Geschehnissen und Erfolgen, welche das Jahr 1870/71 auf Europa's Schaubühne hinstellte, trat alles Andere in den Hintergrund. Handelte es sich ja doch um Großes und Wichtiges, Einflußreiches, das lange in der Zeiten Hintergrunde schlummerte und nun zur Entscheidung, zum endlichen Austrag gelangen mußte. Alle erkannten den Ernst dieses Zeitpunkts und sahen mit höchster Spannung und banger Erwartung hinaus auf die Dinge, die kommen sollten. Von der erschütternden Bewegung, welche damals die Herzen der deutschen Länder ergriff, hatte ich, der ich damals in Carlsbad weilte, ein Abbild, als an jenem Julimorgen die französische Kriegserklärung einer furchtbaren gefährlichen Bombe gleich unter die friedlichen Gurgäfte fiel und Deutschlands Söhne und Töchter noch am selben Tage voll Angst und Schrecken auseinander trieb. Jünglinge und gereifte Männer wurden zu ihren Fahnen berufen, Väter, Mütter, Brüder und Schwestern vergaßen auf Krankheit und Leiden, rissen sich los von den Quellen, die Heilung bringen, um von der Liebe Macht gedrängt, dem größern Herzensbedürfniß zu genügen, die Theuren noch einmal an's wunde Herz zu drücken und ihnen ein Lebewohl, vielleicht das letzte, zuzurufen. Auf den Flügeln der Liebe eilten sie Alle, scheuten keine Kosten, um die nächste Eisenbahn zu erreichen, ehe diese noch von den Militärzügen in Beschlag genommen war.

Die eisernen Würfel waren gefallen, des Krieges Jackel loderte an Deutschlands Grenze, nach Wörth und Gravelotte folgte Sedan, wo Frankreichs Kaiser seinen Degen vor Preußens König streckte. Eigenthümliche Fronie des Schicksals! Dem geschlagenen Kaiser wird die Wilhelmshöhe

bei Cassel zum Aufenthalt angewiesen. Sie deutet auf die baldige Erhöhung König Wilhelms, während Louis Napoleon dort Zeit hatte, über einen gewaltigen Sturz und seine tiefe Erniedrigung nachzudenken.

Die deutschen Heere schreiten siegreich vor, Paris wird belagert und eingenommen, in Versailles wird Preußens König zum deutschen Kaiser erwählt und damit die langersehnte Einheit Deutschlands besiegelt. Zu Frankfurt a. M. wird der Friede mit dem Opfer von 5 Milliarden und Einverleibung der alt angestammten Reichsländer Elsaß und Lothringen geschlossen.

Oesterreich stand beim Beginn dieses folgenreichen Krieges, ein Hercules am Scheidewege. Sein historisch gewordener Glückstern beleuchtete ihm die rechte Bahn, welche zu seinem Glück, zur Erhaltung des Friedens im Staats- und Völkerleben eingeschlagen wurde.

Während draußen noch des Krieges Stürme tobten, herrschte bei uns die für unsere wichtigsten Angelegenheiten höchst nöthige Ruhe in Staat und Kirche.

Im Sommer 1871 berief Se. Excellenz der Minister des Cultus und Unterrichts Dr. Stremayr die 2. evangelische Generalsynode nach Wien. Die Abgeordneten beider Confessionen traten wohl zusammen, tagten aber nicht, wie bei der ersten Synode, in schöner Einigkeit an einer und derselben Stätte, sondern in getrennten Reihen. Ein beklagenswerther Riß war jetzt schon eingetreten, der sich bei der dritten Synode 1877 zur vollständigen Spaltung erweiterte.

Ich hatte die Ehre, bei beiden Synoden das Präsidium zu führen. Während der ersteren 1871 war bereits das Ministerium Hohenwarth am Ruder und Dr. Jireczek Cultus- und Unterrichtsminister. Die in kirchenpolitischen Angelegenheiten an das hohe Ministerium gerichteten Denkschriften hatten wenig Erfolg, jene, betreffend die Schulangelegenheiten, scheiterten an dem Fels des neuen Schulgesetzes vom Jahre 1869.

Mir brachte der 22. September 1871, mein 70. Geburtstag, einen erhebenden Festtag, welcher mit seinem Glanze mein ganzes Schul- und Kirchenleben umleuchtete und verklärte.

Meine theure Gemeinde Bielitz und ihr damaliges Presbyterium hatte in sinniger Weise den Entschluß gefaßt, meinen 70. Geburtstag mit dem 50. Gedenntag meiner Wirksamkeit als Jugendlehrer und Seelsorger zu vereinen und ein mir geltendes Fest zu bereiten. Der Greis von 70 Jahren beging sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, feierte zugleich als ein Jubelpreis im Golde.

D ein schöner, freundlicher, mir unvergeßlicher Tag, der mir gegenüber an Werth und Bedeutung gewann, insofern als er dem Propheten

in der Vaterstadt galt, dem die Seinen dankbare, liebende Anhänglichkeit bewiesen und ihn so ehrenvoll auszeichneten.

Am Vorabend jenes Tages wurde mir ein Fackelzug gebracht, der Bielitzer Männergesang, verstärkt durch seine besten Kräfte, ließ mir, dem Freund des Gesanges, das kräftige, erhebende deutsche Lied, zu meiner Labung und Erquickung ertönen, und mein ehemaliger Schüler, der nun vielverdiente Director unserer Volksschule Herr Zipser richtete an mich herzliche Worte dankbarer Anerkennung.

In den spätern Morgenstunden des Festtages war meine geliebte Gemeinde um ihren Jubelkreis im Gotteshause versammelt. An sie schlossen sich zahlreiche Deputationen der schlesischen evangelischen Geistlichkeit, des Lehrstandes, der Stadtcommune, ihrer sämmtlichen Confession der Schwesterstadt Biala und unserer schlesischen evangelischen Gemeinden.

Nach vorbereitendem Gesang trat mein verehrter Freund und Colleague Herr Senior Dr. Haase an den Altar, um durch seine ergreifende, der Gemeinde ganzes Herz und ihre Gefühle ausdrückende Rede die Feierstunde und mich den Feiernden ehrend zu begrüßen.

Im Innersten tief bewegt und ergriffen, schüttete ich vor derselben heiligen Stätte mein dankerfülltes Herz aus, mit der Hoffnung und Zuversicht, daß die theuren Bande, die mich an diese meine Gemeinde knüpfen, erhalten bleiben und daß Gott Gnade gebe, noch im hohen Alter, und so lange mein Tag währt, für ihr Wohl und Gedeihen wirken zu können, damit wenn der Feierabend kommt, ich in Frieden fahren und unter den Meinen, wo meine Wiege gestanden, ich auch mein Grab finden möge.

Hierauf begrüßten mich beglückwünschend die genannten Deputationen unter Darbringung werthvoller Ehrengeschenke, gar theurer Erinnerungen an meine Jubelfeier.

Der Curator des Presbyteriums überreichte mir die von der Gemeinde dargebrachte kostbare Gabe, bestehend in einer goldemallirten Silberplatte, in deren Mitte, umgeben von mehreren kleinern, ein großer Pokal prangte.

Der Bielitzer evangelische Frauenverein überraschte mich mit einem sinnig und künstlich gearbeiteten Teppich, in welchem von zarten, liebenden Händen des Frühlings Blumen und Rosen eingewebt, noch das Greisenalter schmückten.

Die Bielitzer Stadtcommune zeichnete mich mit der Ernennung zu ihrem Ehrenbürger aus und fügte dem in schöner Hülle ruhenden Diplom ein Album von Photographien sämmtlicher Gemeinderäthe bei.

Meine Amtsbrüder erfreuten mich mit der in reichem Einband gezierten Prachtbibel von Doré, und ihnen schloß sich in einem kostbaren

silbernen Ehrenbecher das von ihrem Vorstand dargebrachte Ehrengeschenk der Bielitzer israelitischen Cultusgemeinde an.

So gestaltete sich der Tag in der Mitte der Heimat, Stadt und Gemeinde. Jedoch dehnte sich herzliche Theilnahme an der Festfeier zu meiner wohlthuenden Befriedigung auch auf weitere, öffentliche Kreise aus.

Der hohe k. k. evangelische Oberkirchenrath in Wien sendete an genanntem Tage an mich eine in warmen, kräftigen Worten verfasste Beglückwünschungs- und Anerkennungs-Adresse.

Der schlesische Landtag, der nach mir gewordener vielseitiger Rundgebung es bedauerte, mich nicht mehr in seiner Mitte zu haben, sprach seine mir stets erwiesenen Sympathien in einem mit den Photographien der von mir hochgeehrten Gesinnungsgenossen schön ausgestatteten Album aus, das mir in jener Feststunde von meinem Freunde, dem Landtagsabgeordneten und Bürgermeister Herrn Seeliger überreicht wurde.

Ebenso erfreute mich ein von dem schlesischen Herrn Landespräsidenten zugehendes, ehrendes Beglückwünschungsschreiben.

Und als am heitern Herbsttage unter dem heitern Himmel eine große Schaar der ungeladen, aus freiem Antrieb erscheinenden Gäste an jener Festtafel der Bielitzer Schießstätte sich einfanden, und der hohe Reichsrath Wiens seine telegrafischen Glückwünsche in zahlreichen Abgeordneten mir darbrachte, als nach dem ersten Hoch auf Se. Majestät unsern allgeliebten Kaiser ein Hoch das andere drängte, da war die Feier auf dem Gipfel angelangt, wo der Feiernde mit den Freunden und Genossen allen den Bund der Liebe und des Vertrauens besiegelte.

Man möge es entschuldigen, wenn ich, wahrlich nicht aus eitler Selbstgefälligkeit, doch auch mit edlem Stolz bei diesem Glanzpunkt meines Lebens länger verweilte, der wie ein freundlicher Stern mir leuchtet und frisch und hell meine Erinnerung erfüllt.

Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Das war auch mein Fall, indem ich mich im Geist versetzte in die Mitte jener mir unvergeßlichen Tage.

Auf dieser Höhe angelangt, lasse ich nun noch die übrigen Jahre des begonnenen Decenniums an meinen Blicken vorüberziehen.

Nach großartigen Vorbereitungen des Jahres 1872 beginnt 1873 seinen Lauf, in welchem Oesterreich einen friedlichen internationalen Wettkampf eingibt und Wien an jenem 1. Mai die Thore zu einer noch nicht überbotenen Weltausstellung eröffnet. Große Schaaren wandern aus aller Herren Ländern nach der Kaiserstadt und strömen dem Prater zu, wo die reichen Erzeugnisse der Kunst, des Gewerbes und der Industrie aller Nationen in der herrlichen Rotunde und den andern Hallen ausgebreitet sind, unter denen Oesterreich seinen Ehrenplatz einnimmt.

In der zahllosen Menge wandle auch ich mit dem für jene Producte offenen Auge.

Alle sind in Staunen und Bewunderung ob dieses glänzenden Schauspiels versunken und überhören den furchtbaren Krach, der die Börse, die Gründer, den Geldmarkt der Welt erschüttert.

Während dort viel in Trümmer sank, bauten wir in Bielitz und begingen im October 1874 unter großer Festlichkeit die Grundsteinlegung des k. k. Staatsgymnasiums in Bielitz, in dessen stattliches Gebäude auch unsere gegenwärtig in die Staatsregie übergegangene Bieltiger Realschule nach Vollendung des Baues einzog und zugleich die neuerrichtete k. k. Gewerbeschule in seinen Mauern aufnahm.

Mit diesen in schöner Blüthe und fortschreitendem glücklichen Gedeihen befindlichen Anstalten, denen sich eine treffliche Volks-, Bürger- und Weberschule anschließt, darf Bielitz mit Recht als Schulstadt gelten.

Ueber den sich nun anreihenden Jahren schwebt die lang zurückgehaltene, endlich zum Ausbruch gekommene orientalische Frage einer drohenden Gewitterwolke gleich über Europa's Staaten und Völkern. Der Pariser Vertrag von 1856 war russischerseits durchbrochen — der Dreikaiserbund wird geschlossen, Rußlands Heere überschreiten den Pruth — die blutigen Schlachten am Balkan, das überwundene Plewna öffnen den eroberungsfüchtigen Siegern den Weg nach Constantinopel, das von Englands Kriegsflotte bewacht wird — den eigenmächtigen Friedensbestimmungen von San Stefano folgt die Correctur im Berliner Congreß — Oesterreichs tapfere Krieger ziehen in Bosnien, der Herzegowina, zuletzt in Novi-Bazar ein, — und während aller dieser Ereignisse hat der österreichische Reichsrath mit einem neuen schwierigen Ausgleich, mit der Bankfrage, mit Schutz- und Freihandel, autonomen Zolltarif, Steuerreform, Aufrechthaltung und Sicherung der Verfassung alle Hände voll zu thun.

Leider wurden die Ziele, nach welchen die gewiegtsten parlamentarischen Größen im Jahre 1877/78 gerungen, bis zur vollendeten Reichsrathsperiode nicht erreicht. Die Abgeordneten zogen heim, die Neuwahlen für die folgende Periode, von dem Ministerium Taaffe inaugurirt, wurden ausgeschrieben, die Czechen treten in den Reichsrath, der am 8. October 1879 mit einer kaiserlichen Thronrede eröffnet wird.

Ich kann an diesem wichtigen Punkt unsers politischen Lebens nicht vorübergehen, ohne des ausgezeichneten Staatsmannes Herrn Ritter von Schmerling in hohen Ehren zu gedenken, der im Jahre 1861 als Staatsminister einer Deputation, die dankend vor Sr. Excellenz erschien und der ich auch angehörte, erklärte: „Ich bin stolz darauf, daß unter dem kaiserlichen Protestantentpatent vom April 1861 mein Name steht“ — der am

21. März 1868 als Mitglied des Herrenhauses bei der Debatte über die interconcessionellen Gesetze sein gewichtiges Wort für dieselben in die Waagschale legte — der in den letzten Octobertagen 1879 wieder als ein erleuchteter Ritter ohne Furcht und Tadel austrat, um für des Reiches Einheit einzustehen und das Werk, dem er seine edelsten Kräfte geweiht, mit seinen glänzenden Waffen männiglich zu vertheidigen.

Bevor alle früher genannten Ereignisse sich rasch ablösen, tritt eines ein, das die ernstesten, besorgten Blicke erheitert und die Herzen freudig stimmt. Es ist die am 24. April 1879 begangene silberne Hochzeitsfeier unsers erlauchten Kaiserpaars. Das große Oesterreich feierte; Wien zumal schwamm im Freudenjubiläum bei einem von der Genialität eines berühmten Künstlers hervorgerufenen noch nie so prächtig ausgestatteten Festzuge. Des Volkes, aber auch des Kaisers freudestrahlendes Auge weidete sich daran und fand in solcher Kundgebung die Bürgschaft der Liebe und treuen Anhänglichkeit, in welcher die Herzen aller seiner Völker dem Aegeliebten entgegenzuschlagen.

Man möge es mir verzeihen, wenn ich bekannte Ereignisse in zusammenhängender Reihenfolge für einen bestimmten Leserkreis aufzählte und nun erst wieder mein eigentliches, das kirchliche Gebiet betrete.

Hier waren seit 1861 mit Einführung unserer Presbyterial- und Synodalverfassung an Stelle der frühern Consistorien manche Veränderungen eingetreten.

Unsere oberste Kirchenbehörde, nicht von den Gemeinden gewählt, sondern vom Kaiser ernannt, führte nicht mehr den Titel k. k. Consistorium, sondern k. k. Oberkirchenrath A. und H. C. An der Spitze der Consistorien stand ein katholischer Staatsbeamter als Präsident.

Ich hatte schon in meiner Rede im erzbischöflichen Palast zu Aremstier auf diese Einrichtung als auf eine Verletzung der innersten Interessen der Evangelischen hingewiesen. In der Concordatszeit machte mir ein damaliger Präsident des Consistoriums wegen dieser meiner Auslassung Vorstellungen, sich berufend, daß vom neutralen Standpunkt die Unparteilichkeit zwischen den beiden Consistorien am besten gewahrt sei. Ich erwiderte: die Unparteilichkeit in Ehren, allein sie bleibe stets ohne Glaubens- und Herzensüberzeugung zweifelhaft.

Von einem frühern Präsidenten, der lange Zeit diesen Posten einnahm, erfuhr ich freilich, es hätten die evangelischen Angelegenheiten ihn so ganz in Anspruch genommen, daß er bisweilen vergaß Katholik zu sein.

Die Predigten, welche wir Pastoren zu jener Zeit als Probearbeiten dem Consistorio einsenden mußten, nahm er mit sich in seine Sommer-

frische, vertiefte sich in einzelne und sprach vor Andern sein Urtheil darüber aus.

Viele dieser Männer haben das Jahr 1861 nicht erlebt.

Da traten an ihre Stelle evangelische Präsidenten.

Der erste derselben war der gesetzkundige, akademisch gebildete, vielverdienete Josef Zimmermann, ein Siebenbürger Sachse, mehrere Jahre früher im Ministerium Thun in Verwendung stehend. Ihm folgte der ehemalige Sachsegraf Conrad Schmidt, bald hierauf von Sr. Majestät in's Herrenhaus berufen und in den Freiherrnstand erhoben.

An beider Seite war der wackere, verdienstvoll wirkende Dr. Martin Schenker thätig. Durch frühen Tod seiner gesegneten Wirksamkeit entziffen, bleibt der Mann voll Geistes und Energie, der Gründer und Förderer der Gustav-Adolfs-Sache in Oesterreich unserer evangelischen Kirche unvergesslich.

An des theuren Geschiedenen Stelle trat sein Freund und Landsmann Dr. v. Trausenfels, welcher unter dem gegenwärtigen Präsidio mit den übrigen hochgeehrten Männern den Oberkirchenrath bildet, der die wichtigen Angelegenheiten der diesseitigen evangelischen Kirche mit Kraft und Eifer führt.

Die auf 350.000 berechnete Zahl der Evangelischen A. und S. C. in Oesterreich besteht in ohngefähr 200 Gemeinden, welche nach Superintendenturen und Senioraten getheilt, jede ihr eigenes Pfarrsystem haben. Die Gründung derselben gehört mit Ausnahme von Teschen — das auf die Altranstädter Convention von 1707 zurückzuführen ist — theils der Toleranz, theils einer spätern, theils der neuesten Zeit an. Seit 1849 erwachte unter denselben der rege Eifer, neue Kirchen zu errichten, den evangelischen Gotteshäusern einen kirchlichen Charakter aufzudrücken, sie mit Thurm und Glocken auszustatten.

In der mähr.-schles. Diöcese, welche den numerischen Schwerpunkt des österreichischen Protestantismus bildet, wo nahezu 100.000 Evangelische in ansehnlichen Gemeinden sich finden, wurden schon in den Dreißiger Jahren mehrere Kirchen erbaut, so Kleinbressel — an Stelle der alten haufälligen wurden in Weichsel, Ustron neue errichtet. Im spätern Lauf der Jahre erheben sich neue Kirchen in Mähr.-Ostrau, Orlau, Skotschau, Kurzwald, Althammer, Brünn, Pržev, Groß-Ohota, Mähr.-Schönberg, Prerau, Golechau, Jglau — die 3 Kotalowitz, Pozdchow und Howicesh sind noch im Bau begriffen.

Wenn zu unster Zeit in jeder Landeshauptstadt des großen Oesterreich eine evangelische Kirche davon Kunde giebt, daß sich in derselben evangelische Bewohner und Bekenner zu ihrer Erbauung versammeln, wenn

selbst in Tirol, im Lande der Glaubenseinheit, trotz alles Abwehrens der Aufbau einer evangelischen Kirche zu Innsbruck begonnen und vollendet ist, so ist der Wunsch und das Verlangen um so berechtigter, in Schlesiens Hauptstadt Troppau eine evangelische Kirche errichtet zu sehen. Bis jetzt hat es die kleine, wackere Gemeinde unter schweren Opfern erst nur zu einem Bethaal bringen können. Wie würde es mich und alle meine Glaubensgenossen freuen, wenn jenes größere Vorhaben unter Gottes Beistand und mit vereinten Kräften zu Stande käme.

Ich habe als Superintendent der mähr.-schles. Diöcese die meisten der in neuerer Zeit erbauten Kirchen dieses Sprengels eingeweiht und mit den Gemeinden erhebende Feststunden gefeiert. Sie alle schweben lebendig vor meinem Andenken, zumal die Weihe der schönen Christuskirche in Brünn, eines Werkes, das nicht allein den berühmten Meister Ritter von Ferstel, sondern auch das hochachtbare, vielverdiente Presbyterium und die Gemeinde ehrt. Von Nah und Fern waren Gäste herbeigekommen, die Behörden der Stadt nahmen an der Feier theil, hohe Andacht wogte durch die Hallen des Gotteshauses und heitere Freude war über jene auserlesene Festtafel verbreitet, an welcher der damalige Bürgermeister von Brünn und Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Giska mit seiner herrlichen Rede Alle begeisterte und entzückte.

Unter den immer lautern, wohl auch berechtigten Klagen über Gleichgiltigkeit und Kälte unsers gegenwärtigen Geschlechts gegen religiöses, kirchliches Leben, wirken solche Tage und Stunden, das Feierkleid, das sie an sich tragen, die erhebende Bewegung, die sie hervorrufen, immer verführend, erquickend und ermuthigend.

Sie wecken zu ernstem Nachdenken, sie geben Zeugniß von einem unausstilgbaren Zug zur Religion, von ihrer Unentbehrlichkeit für die Wohlfahrt der Staaten und Völker, der Häuser und Familien. Mag denn auch der Zeitenstrom solch Leben nicht begünstigen, ihm vielmehr sogar feindselig entgegenstreben, über der wandernden Menschheit leuchtet in unauslöschlichem Glanz die Sonne der ewigen Gotteswahrheit, senden die höchsten Ideale ihr Licht, ihre Kraft und ihren Frieden herab, so daß des Psalmsängers Wort durch der Zeiten Lauf und ihren Wechsel sich stets von Neuem erfüllt: „Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnelein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.“

Auf diese Wohnungen Dich, theure Gemeinde, hinzuweisen, Dich in sie einzuführen, das war mein redlich Streben während meiner 58jährigen Wirkjamkeit.

Deßhalb soll es hier am Schlusse von mir ausgesprochen sein: Ich kenne keinen schönern, einflußreichern Stand und Beruf, als den des evan-

gelischen Geistlichen, der sein Amt wohl ausrichtet und als treuer Haushalter Gottes erfunden wird.

Ein solch Vorbild stand stets vor mir. Ich sage nicht, daß ich es schon ergriffen habe, doch strebte ich ihm immer näher zu kommen.

Da, wo mein Tag sich neigt und der Abend angebrochen ist, versammle ich Dich, theure Gemeinde, um mich, erzähle Dir aus meinem Lebenslauf manche Ereignisse, die mit demselben verwebt und es wohl werth sind der Vergessenheit entrisen zu werden.

Spiegelt sich ja doch in der einfach schlichten Erzählung Deine und der andern evangelischen Gemeinden Oesterreichs Geschichte, ihr gegenwärtiger Zustand, ihr Aufblühen und Gedeihen, aber auch, mit dem Verlassen ihrer ersten Liebe, ihr allmähliges Herabgehen und Sinken ab.

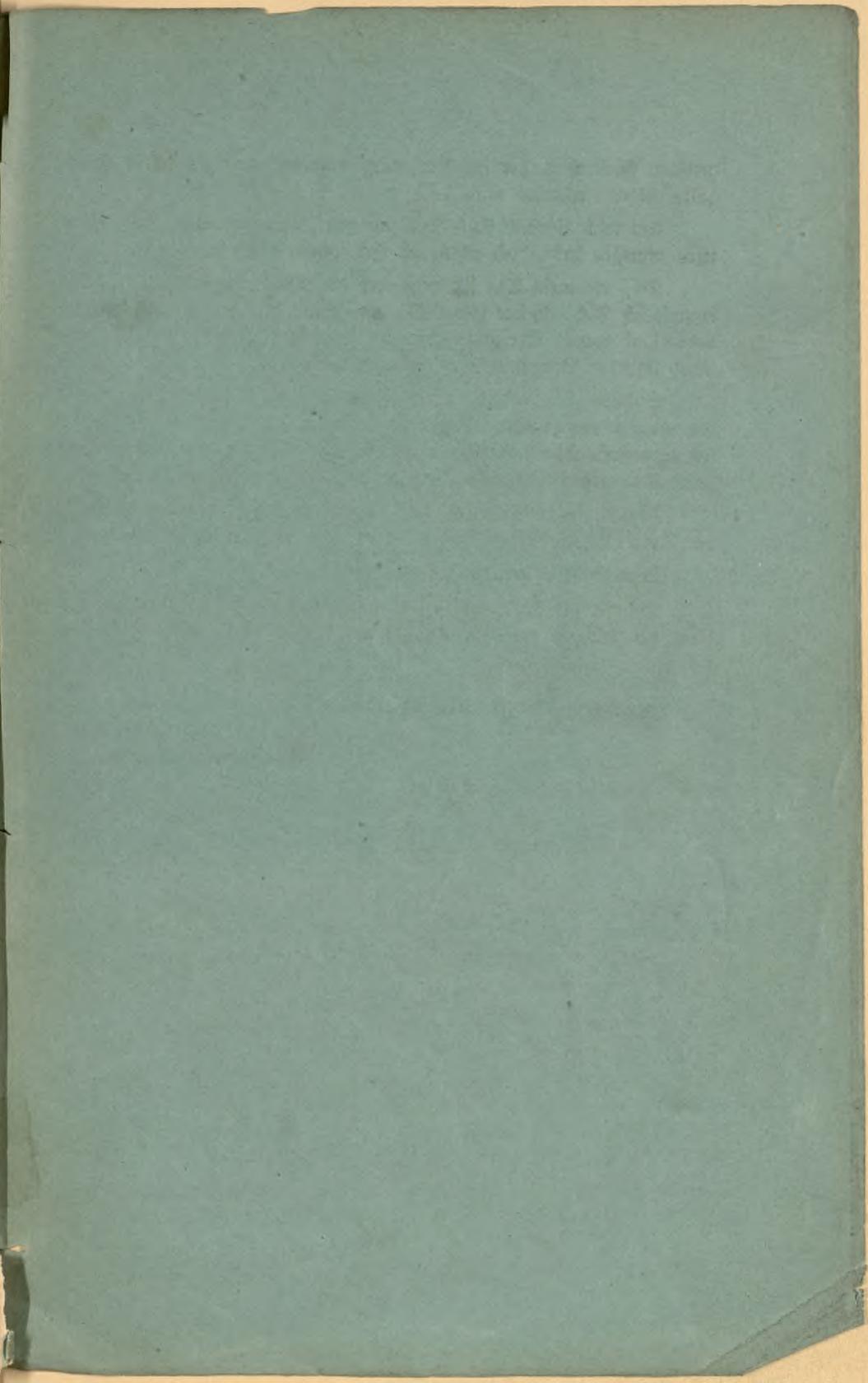
Nimm, theure Gemeinde, was ich aus meiner Erinnerung geschöpft, vor Deine Augen hinstelle, mit der Liebe hin, mit der ich es darbiere.

Gedenke dabei der vorigen Zeit, der entschwundenen Tage!

Gedenke des Seelsorgers, der eine längere Reihe der Jahre als je einer der frühern mit Dir verbunden gewesen. Laß mich in Deinem liebenden Andenken leben.

Wiesitz, am Reformationstest 1879.

Carl Samuel Schneider.



CLRD II-1810

